3/1990 PREIS 0,80 M DDR-ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Nobelpreis ohne Honorar

Geschichte auf Abriß?

Moskau: Beim Sohn von Boris Pasternak

KPD-SPD: Zusammenschluß oder Zwangsvereinigung?

Der gewöhnliche Hunger

Äthiopien: 18 Seiten exklusiv. FREIE WELT-Reporter am Horn von Afrika

INHALT

Reportage
Erlebtes Äthiopien **Seiten 2–11, 46–53**

Nachrichtenmagazin **Seiten 12–15**

Historie
Unser Geschichtsbild hängt schief **Seiten 16–19**

Sport
Schnelle Mädchen in der Eisrinne **Seiten 20–21**

Demokratie
Neue demokratische Bewegungen in der UdSSR **Seiten 22–25**

Dokumentation
Stalin – Legende und Wirklichkeit **Seiten 26–27, 42–43**

Tourismus
Seesegeln – ein neues Angebot aus Wiek **Seiten 28–29**

Literarische Reise
Zum 100. Geburtstag von Boris Pasternak. **Seiten 30–33**

Erzählung
Raimond Kaugver: „Aber?" **Seiten 34–35**

Humor **Seiten 36–37**

Rätsel/Quiz **Seiten 38–39**

Kinderserie
Zar Wasserwirbel **Seite 41**

Leserforum **Seiten 44–45**

Bildkommentar
Zu den Ereignissen in der aserbaidshanischen Hauptstadt Baku **Seiten 54–55**

IM NÄCHSTEN HEFT

Robotron-Chef Wokurka
Im FW-Gespräch zu neuen Klängen auf deutschen Märkten.

Wovon träumt man?
Wovon lebt man? Junge Leute aus Budapest in diesen Wochen.

Konversion
Sorgen sowjetischer Rüstungsbetriebe, denen die zivile Produktion verordnet wird.

Mütterchen Wolga
Die Wolga und ihr Umfeld sind ökologische Sorgenkinder.

Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Verständnis.

Redaktionsschluß für dieses Heft:
5. 2. 1990

Trauert nicht, wenn ich sterbe...

Ein paar Souvenirs, das neue Erlebnis Afrika. Und was brachte die Reise sonst noch, ich meine: im Kopf? Das war diese Frau. Auf dem Gipfel des Entoto, zu dessen Füßen Addis Abeba liegt. Ich hatte sie nicht kommen hören, sie stand plötzlich da. Wie aus dem Erdboden gewachsen. Kein Gespenst, ein schwarzer, in weißes Tuch gehüllter Schatten. Ein Stück Elend mit Gesicht. Stolz und einsam. Voller Würde. Die Kinder hatten sich an sie gedrängt. In ihren Augen saß der Hunger. Die Frau nahm das Geld, das wir ihr gaben. Ein Lächeln umspielte ihren Mund. Dann zog sie weiter, der schweigende Hunger. Wohin, weiß allein der Wind.

„Trauert nicht, wenn ich sterbe", so heißt es in einem äthiopischen Lied. „Meine Verwandten und meine Freunde, es nützt mir nichts, wenn ihr weint. Sondern nur, wenn ihr helft, ehe meine Seele mich verläßt."

Seit über zweitausend Jahren fliehen die Äthiopier vor dem Hunger. Und immer ist es das gleiche Spiel: Sie roden den Boden, sie bestellen das Land, dann kommt die Sonne, und der Regen bleibt aus. Das geht ein

Jahr lang gut. Und vielleicht noch ein zweites. Dann vertrocknet die Erde, die Ernte verdorrt, der Wind trägt den Staub in alle Himmelsrichtungen davon. Die Menschen aber ziehen weiter. Doch wohin sie auch fliehen, alle acht bis zehn Jahre holt die Dürre, holt der Hunger sie ein.

Es ist Gott, sagen die Äthiopier, dem es gefällt, auf neun gute Jahre ein schlechtes folgen zu lassen. Es ist nicht Gott, der Mensch ist es selbst. Mit seiner Unwissenheit, mit seiner Überheblichkeit... Äthiopien ist eine Apokalypse aus Hunger und Krieg.

Nach der Auswertung jüngster Satellitenfotos rechnet das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) mit einer Armee von vier Millionen hungernden Äthiopiern. Der Boden im Norden ist vor Trockenheit geplatzt, die Ernteverluste betragen in Eritrea 90 bis 100 Prozent, in Tigray sind es fünfzig.
1984 erst war die letzte Hungerkatastrophe. Nun schreiben wir 1990, und sie sind wieder da, die düsteren Gestalten mit ihren aufgeschwemmten Bäuchen und dem flehenden Blick.

Trauert nicht, wenn ich sterbe...

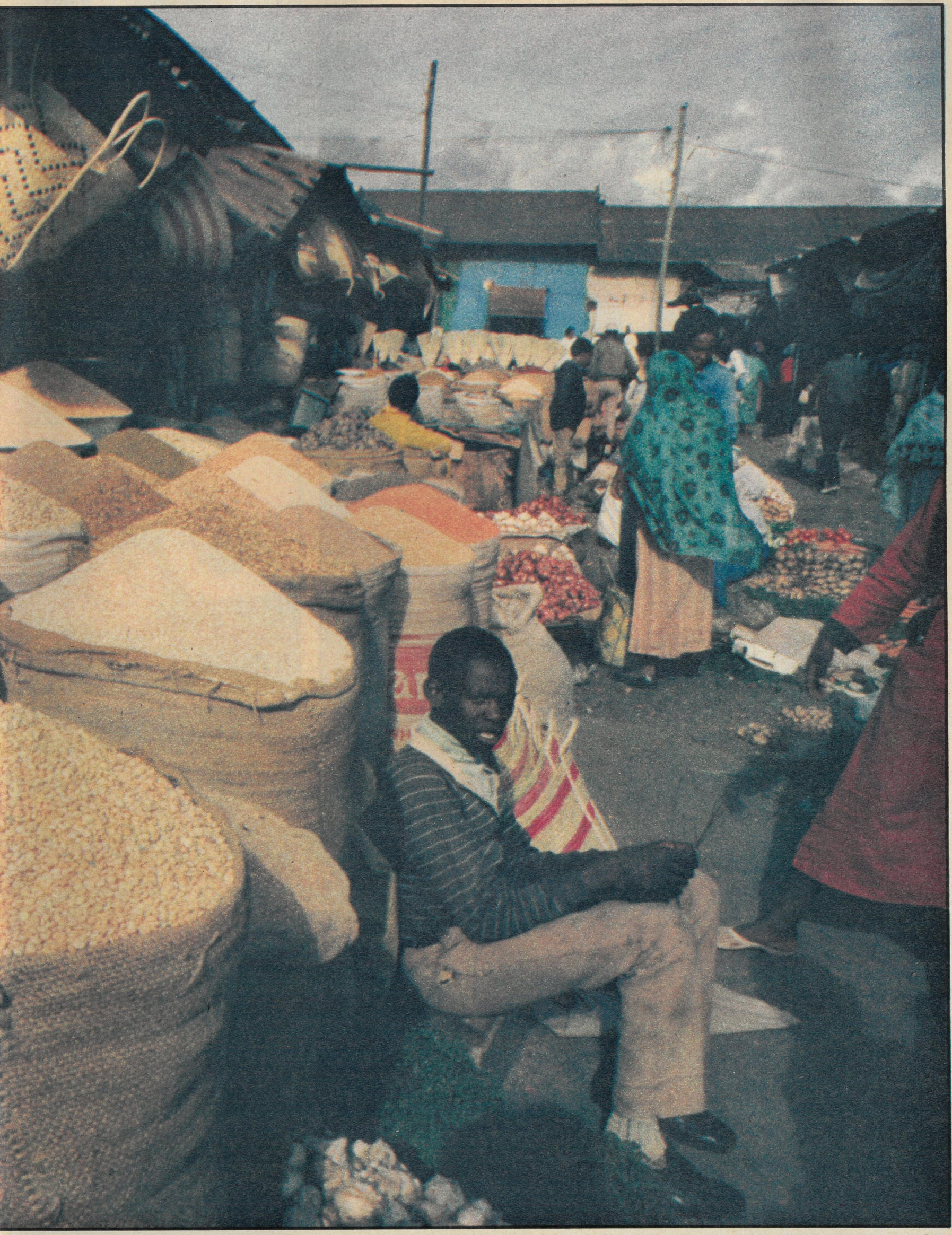
Doch, wir trauern. Aber damit ist es nicht getan. Äthiopien braucht unsere Hilfe: Nahrungsmittel, Medikamente, Lastkraftwagen, Hilfspersonal. Was es nicht braucht, ist Krieg.

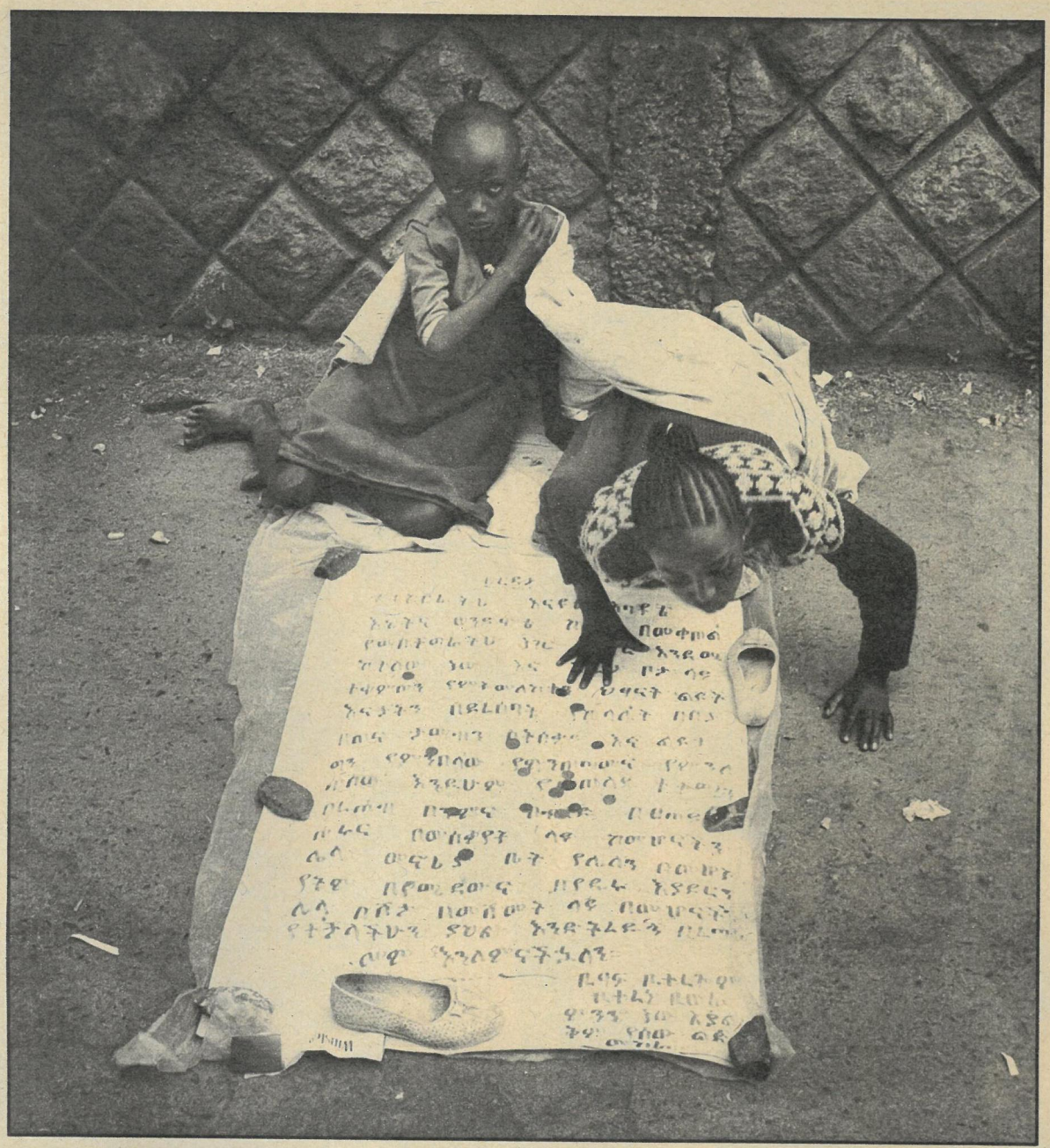
Bernd Siegmund

Bernd Siegmund

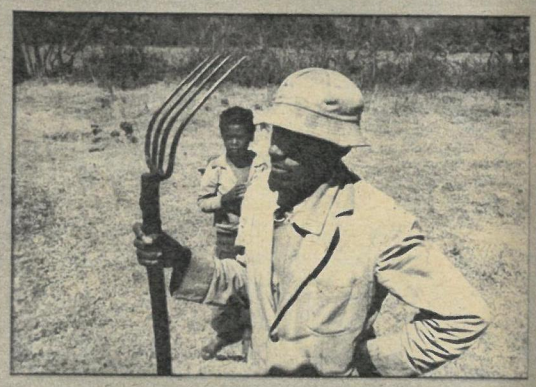
Wer hungert, der ist noch am Leben

Aus Äthiopien berichten
Bernd Siegmund (Text) und
Peter Meißner (Fotos)

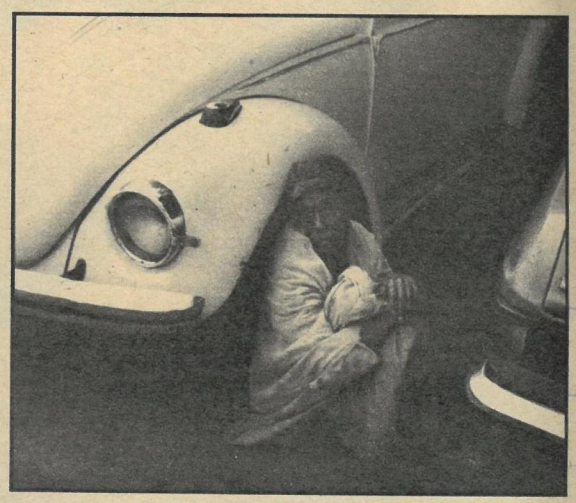


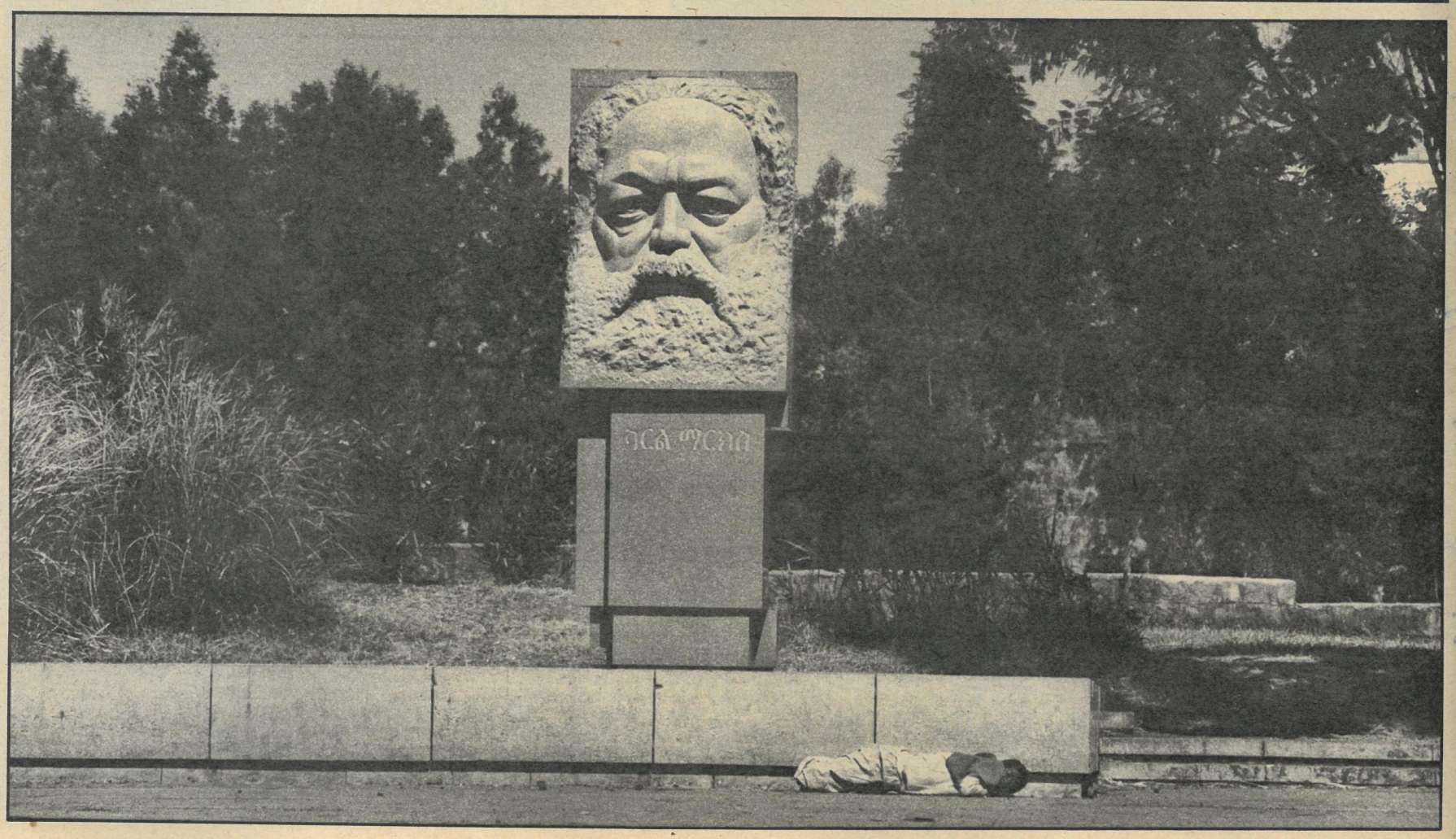


Wer hungert, der ist noch am Leben



In den letzten drei Jahren wurden rund 65 Prozent der gesamten landwirtschaftlichen Investitionen in die Staatsfarmen gepumpt. Ohne Erfolg, die geplanten Produktionsziffern wurden nicht erreicht. Der Privatbauer erntet sogar auf einigen Gebieten mehr. Durch niedrige staatliche Aufkaufpreise aber produzieren viele nur für den Eigenbedarf. Der Mangel auf allen Gebieten macht die Armen noch ärmer, die Reichen richtig reich.





Geplant war ein gezielter Schuß auf die Präsidentenmaschine. Unmittelbar nach dem Start sollte das Flugzeug vom Himmel geholt werden. In letzter Minute jedoch disponierte man um. Ließ den Landesvater erst einmal außer Landes. Ein klassisches Putsch-Szenario.
Als der äthiopische Präsident Mengistu Haile Mariam am 16. Mai 1989 um 18.00 Uhr zum offiziellen Staatsbesuch in Berlin eintraf, schien er noch ahnungslos. Gottvater Honecker und er „umarmten einander brüderlich und gaben der Freude über ihr erneutes Treffen Ausdruck".
In dem sich anschließenden, mit hoher staatsmännischer Kunst geführten „vertrauensvollen Gedanken- und Meinungsaustausch" teilte Mengistu, geschickt die Vorliebe Honeckers für Jubelveranstaltungen ausnutzend, dem ehemaligen DDR-Staatsoberhaupt mit, daß „in seinem Land solche bedeutsamen Ereignisse wie die Kampfdemonstration der Werktätigen zum 1. Mai, die Kommunalwahlen und das Pfingsttreffen der FDJ" mit „großer Aufmerksamkeit verfolgt worden" waren. Der gerührte Erich Honecker versicherte daraufhin in indirekter ND-Rede, „daß das Volk der DDR getreu seiner internationalen Verpflichtung auch künftig an der Seite des äthiopischen Volkes stehen und ihm ein zuverlässiger Freund bleiben werde..."
Keine leeren Worte, wie sich noch zeigen sollte!
Dann unterbrach die Nachricht vom Putsch die „weitere freundschaftliche Unterredung". Honecker bot Mengistu Haile Mariam sofort „unsere DDR" als komfortables Asyl an. Doch der Revolutionsführer winkte ab. Er wußte bereits: Der schlecht vorbereitete Aufstand war von regierungstreuen Truppen im Keim erstickt worden. Die Anführer der Rebellion, Generalstabschef Merid Nebussie und der Chef der Luftwaffe Amha Desta hatten die Organisationsfehler schon mit dem Leben bezahlt.
Beruhigt flog Mengistu Haile Mariam am 17. Mai zur „Säuberung" der eigenen Reihen nach Addis Abeba zurück. Nicht, ohne vorher noch einmal „seine Dankbarkeit gegenüber der SED..." und „Erich Honecker persönlich" zum Ausdruck gebracht zu haben.
Der Staatsbesuch hatte sich gelohnt. Reicher als er angekommen, trat Mengistu die Heimreise an. Erich Honecker hatte ihm – so ganz nebenbei – ein Geschenk gemacht: 200 Panzer! Als kleines, freundschaftliches Präsent für den ersten Mann des ärmsten Staates der Welt. In dem zu allem Überfluß seit 28 Jahren Bürgerkrieg herrscht.
Entwicklungshilfe mit dem Markenzeichen E. H.

Wer hungert, der ist noch am Leben

Mit einer jährlichen Wachstumsrate von 2,9 Prozent hat sich Äthiopien mit seinen 48 Millionen Einwohnern auf den 3. Platz in Afrika katapultiert. Doch Mengistu sagt: „Wir fürchten uns nicht davor, daß die Bevölkerung weiter wächst. Die Regierung wird Familienplanung nie in ihr politisches Programm aufnehmen."

Der 228. Kaiser

Addis Abeba, 25. 11. 1989, auch an diesem Morgen verblaßt im Osten die Nacht. Ich bin wie gerädert. Habe kein Auge zugetan, diese verfluchten Mücken... Dabei liegt Addis Abeba in einer Höhe von 2500 Metern. Und es ist November. Wo kommen bloß die Viecher her? Hoffentlich waren es auch Mücken. Und nicht irgendwelche blutsaugenden Ungeheuer. Na ja, wir sind ja gegen alles mögliche geimpft ...
So, jetzt erst einmal ein Bad. Und dann Frühstück. Kaffee, harte Wurst, Käse, es ist sieben Uhr. Und es ist Sonnabend in Addis Abeba.
Die Sonne hat sich gerade erst auf den Rand der Erde gesetzt. Noch ist es kühl, fünf, sechs Grad, kein Wölkchen am Himmel, für Europäer ist der November und Dezember eine angenehme Reisezeit. Gegen Mittag allerdings werden es wohl wieder dreißig Grad sein.
Unser Plan für den heutigen Tag ist einfach und sinnvoll zugleich: Addis kennenlernen per pedes apostolorum.
Gegen neun Uhr ziehen wir los. Wenige Schritte nur sind es zur Bole-Road, einer der großen Straßen von Addis Abeba. Offiziell heißt sie Africa Avenue. Aber da sie zum Bole führt, zum internationalen Flughafen, nennt alle Welt sie Bole-Road. Hier wohnen die feineren Leute der Stadt. Nicht die ganz feinen, aber immerhin. Die Villen sind hinter hohen Mauern versteckt, Palmen, Kakteen, gelangweilte Fassaden, afrikanisches Europa, uninteressant.
Wir laufen in Richtung Stadtzentrum, die Straße verändert allmählich ihr Gesicht. Etagenhäuser, in den Fenstern Geschäftsadressen ausländischer Firmen und Hilfsorganisationen, noch immer feine Gegend, doch schon mit Falten im Gesicht. Kleine Geschäfte, einheimische Händler, eine lange Mauer aus Beton...
Zwei Meter ist sie hoch. In gepflegten Farben gehalten. Man sieht ihr an, daß sie sich ordentlich Mühe gibt, ins Gesicht der Bole-Road zu passen. Als Berliner hat man so seine Erfahrungen mit Mauer-Architektur. Ist Verbotenes dahinter, ein Freudenhaus, eine Spielhölle, ideologisch Anrüchiges gar? Nein, nichts Schlimmes. Ein Slum-Viertel ist es nur. Mengistu Haile Mariam ließ die Mauer bauen. Schließlich muß er hier öfters vorbei. Der Weg zum Flughafen, das kann man doch verstehen...
Die Wirklichkeit hinter der Mauer: ein endloses, dumpfes Meer. Graue, niedrige Hütten aus Blech, durch Schmutz und Wäscheleinen aneinander gekettet, Uringestank in der Luft, Müllhalden, Menschen und Ratten, Leprakranke sitzen vor den Hütten, Männer und Frauen mit Elephantiasis, die ihre unförmigen, durch Lymph- und Kreislaufstauungen angeschwollenen Glieder vor sich abgelegt haben. So, als würden sie nicht zu ihnen gehören. Von Trachom getrübte Augen starren uns an, sie blicken nicht freundlich. Ist das der Vorhof zur Hölle? Oder ist es die Hölle selbst? Wir wagen uns tiefer hinein, immer verwinkelter wird das Elendslabyrinth, immer dunkler fallen die Schatten.
„Die Gerechten werden ohne Hände geboren", ruft ein Krüppel, und er streckt uns seine Stümpfe entgegen.
Nur jetzt nicht die Orientierung verlieren, wo ist der Ausgang, der Weg zum Licht? Wir treten den Rückzug an, verunsichert, erschüttert, aufgewühlt, ein Rudel junger Wölfe fällt über uns her. Slum-Kinder, kohlrabenschwarze, kaffeebraune, wir sind Exoten, wie kleine Fliegen umschwärmen die Kinder das „weiße Licht". Wir verstehen kein Wort, sie sprechen amharisch, jeder zweite will uns die Schuhe putzen, jeder dritte Kaugummi verkaufen, jeder vierte Zigaretten, wer nichts anzubieten hat, der bettelt. „Father, give money." Vater, gib Geld. Meine Mutter ist tot, mein Vater ist tot, ich habe Hunger. „Father, give money." Kleine, schwarze Hände strecken sich uns entgegen, schmutzige, kranke, die Kinder tragen die Lumpenuniform der Armut, wenn wir jetzt etwas geben, sind wir verloren. Immer näher kommen die Hände, wir setzen uns zur Wehr, wir gehen weiter, wir geben nichts. Wie scharfe Messer stoßen sie uns ihre Flüche in den Rücken. „Ihr weißen Bastards". „Ihr verfluchten Russen." – Auf englisch werden wir äthiopisch beschimpft.
Einige Kilometer nur von der Bole-Road entfernt steht ein Denkmal, in Marmor gehauen Karl Marx. Es ist das einzige auf afrikanischem Boden, Erich Honecker selbst legte Hand an am Fundament. Für was alles in der Welt muß der Sozialismus sein Kreuz hinhalten?
Mit einer Stimmung Nahe Null gehen wir weiter. Am Ende ihres Weges durch Addis Abeba stößt die Bole-Road auf den „Platz der Revolution". Mäßiger Autoverkehr, hastende Menschen, erschreckt von der Größe des Platzes bleiben wir stehen.
Eine Tribüne, fest verwurzelt in der Erde. Ihr gegenüber das Bild des Staatspräsidenten der Volksdemokratischen Republik. Mengistu überlebensgroß. Er hat die Hand zur Faust geballt und gen Himmel erhoben. Er lächelt. Umringt von seinem glücklichen Volk.
„Und da sprach Königin Saba zu ihm: ‚Sei des Eides ledig, aber laß mich Wasser trinken.' Da ließ er sie trinken. Nachdem sie sich gelabt hatte, führte er sein Begehren aus, und sie schliefen miteinander.
In derselben Nacht noch hatte König Salomon einen Traum. Ihm erschien eine leuchtende Sonne. Sie stieg vom Himmel herab und strahlte prachtvoll über Israel. Nachdem sie eine Zeitlang dort verweilt hatte, zog sie sich plötzlich zurück, flog nach dem Lande Äthiopien und leuchtete dort stark bis in alle Ewigkeit."
Nach neun Monaten gebar Saba einen Sohn. Menelik der Erste, Sohn Salomons, des Auserwählten Gottes, Stammvater aller äthiopischen Kaiser.
Und die Legende besagt, daß die Einwohner dieses Landes die Nachfolger des auserwählten Volkes seien.
Der letzte Kaiser, der seine Legitimation aus der Liebesaffäre zwischen Saba und Salomon zog, war Haile Selassie I., der 225. Kaiser auf äthiopischem Thron. Noch 1955 ließ er in die Verfassung schreiben: „Die Würde des Kaisers bleibt für immer mit der Dynastie des Kaisers Haile Selassie I. verbunden..., der aus der ununterbrochenen Linie der Dynastie Meneliks I., dem Sohn der äthiopischen Königin Saba und dem König Salomon aus Jerusalem, stammt."
Am 12. September 1974 erlosch die salomonische Sonne für immer. Haile Selassie verbrannte im Feuer der Revolution. Und das erste Mal in seiner über zweitausendjährigen Geschichte hatte das Volk Äthiopiens die echte Chance, ein wirklich Auserwähltes zu werden.
Die ersten Maßnahmen der Revolution: Verstaatlichung der Banken und Versicherungen; große Betriebe gingen in Volkeshand; eine umfassende Bodenreform beseitigte die feudalen Strukturen; die Alphabetisierung des Volkes begann...
Einer der Helden des Aufstandes war Mengistu Haile Mariam, meist kurz Mengistu genannt, 1941 geboren, Sohn einer Putzfrau im kaiser-

lichen Palast. Und Sohn eines Feldwebels. Als die Militärs 1974 die Macht übernahmen, stand an der Spitze des Provisorischen Militärverwaltungsrates der General Aman Michael Andom. Seine Regierungszeit dauerte zehn Wochen. Dann wurde er erschossen. Als Konterrevolutionär. General Teferi Benti übernahm die Macht. Und er hielt sie bis zum 3. Februar 1977 in seinen Händen. Dann wurde er erschossen. Als Konterrevolutionär. Und Mengistu Haile Mariam übernahm die Macht.

Hoch steht die Sonne über dem „Platz der Revolution". Vom Plakat herab schaut Mengistu. Der 228. Kaiser auf Äthiopiens Thron. Ein Kaiser in sozialistischem Gewand. Ich schaue in sein Gesicht. Er lächelt noch immer.

Das Bild ist übriggeblieben von den Feierlichkeiten zum 15. Jahrestag der Revolution. Doch was ist übriggeblieben von der Revolution?

Das Barometer steht auf Sturm

Ein kleines Hotel auf dem Mercato, der Raum ist dunkel, fensterlos, Kerzen statt Tageslicht, nur langsam stellt das Auge sich darauf ein. Männer sitzen am Tisch wie redende Schatten, leise, bedächtig sprechen sie, ein Murmeln nur, vielleicht sind es Händler, vielleicht auch Schmuggler, das flackernde Kerzenlicht gaukelt uns etwas vor. Der Mercato ist der größte Markt von Afrika, ein ganzes Handelsviertel, erregend und abschreckend zugleich. Der Schnittpunkt alter Handelswege, sie führen vom Osten in den Westen, sie laufen von Nord nach Süd. Das wirtschaftliche Schicksal der Hauptstadt ist auf Gedeih und Verderb mit dem Mercato verbunden, dem Schmelztiegel, der großen Stadt innerhalb der großen Stadt Addis Abeba, die sich in wörtlicher Übersetzung „Neue Blume" nennt und doch in altem Elend erstickt.

Der Kèllner kommt, wir wollen etwas essen, und was wir essen heißt „Wot".

„Wot" ist eine dickliche, mit scharfem, rotem Pfeffer und Knoblauch gewürzte Sauce. Geriebene Erbsen kommen hinzu, Öl und Hühnerbouillon. Dann wird kleingeschnittenes Rindfleisch in den Sud getan nebst hartgekochten, zerbröselten Eiern. Das Ganze gart bei geringer Hitze. Und natürlich gehört Berberé dazu, eine Gewürzmischung aus zerstoßener Muskatnuß, Ingwer, Nelken, Kardamom, Fenchelkörnern, Koriander, schwarzem und rotem Pfeffer und anderem exotischen Gewürz. Je nach Geschmack. Und der ist auf alle Fälle scharf. So, wie Äthiopier es lieben.

Gegessen wird „Wot" nicht mit Messer und Gabel, man ißt diese Speise mit „Injera". Das ist ein Brot wie wir es nicht kennen. Es wird hergestellt aus Teff. Eragrostis abyssinca, eine Hirseart, sie kommt nur in Äthiopien vor.

Teff ist das wichtigste Grundnahrungsmittel der Äthiopier. Und es ist ein Barometer zugleich. Ein politisches, ein höchst sensibles, der staatliche Preis ist in den letzten Jahren in die Höhe geschossen. So hoch, wie seit Menschengedenken nicht. Immer mehr Äthiopier stöhnen: Wenigstens Hirse konnten wir uns leisten jeden Tag. Und sie meinen unter Haile Selassie, dem einstigen Mann auf dem Thron.

Das Barometer steht auf Sturm.

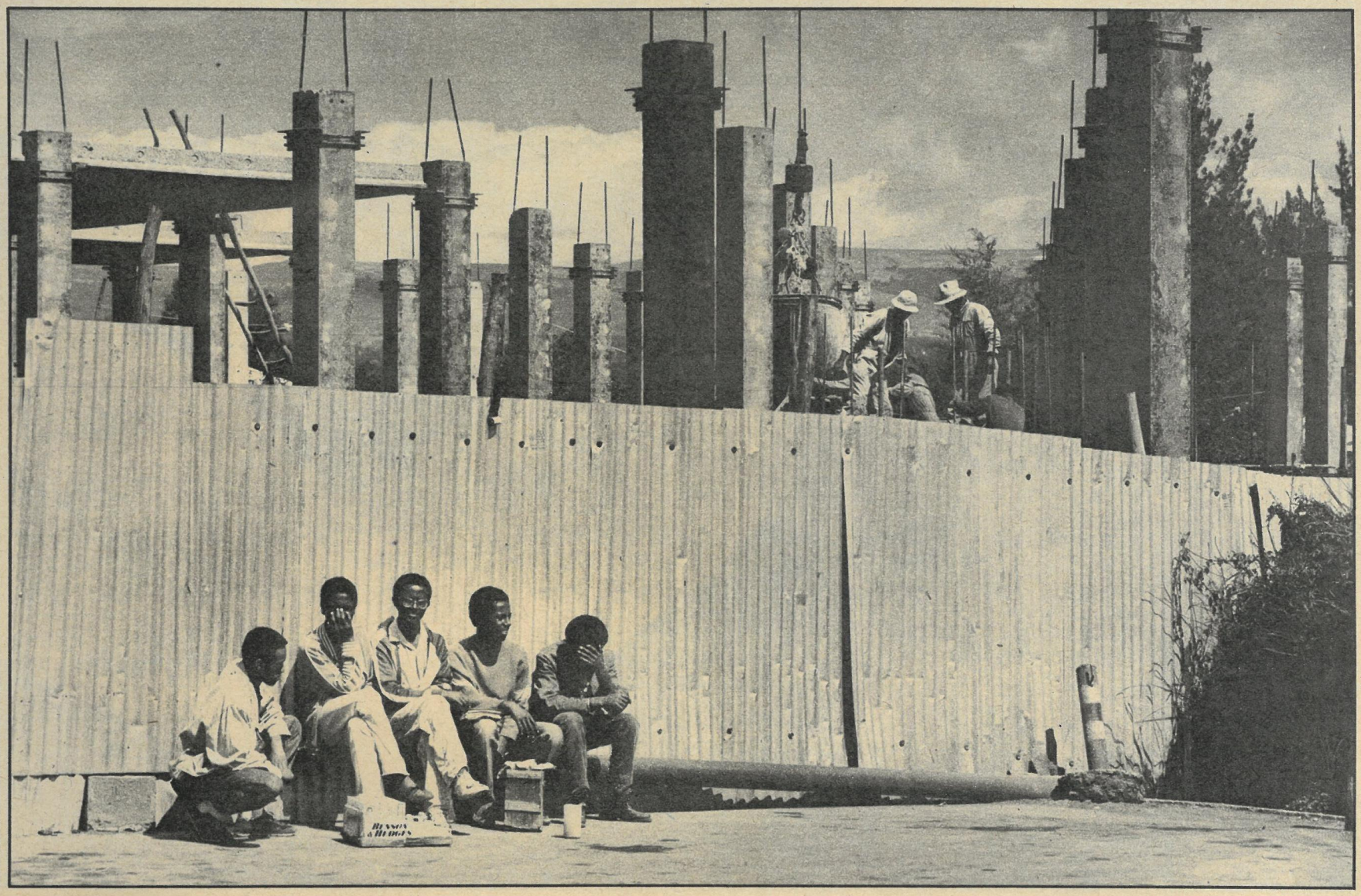
Der Luftdruck wird auf dem Mercato gemessen, Himmel und Hölle zugleich. Hier gibt es alles, sogar den unbezahlbaren Überfluß. Die Jutesäcke mit Weizen, Hafer und Milchpulver laufen über, sind prallvoll bis zum Rand gefüllt. Niemand fragt, aus welch schwarzen Kanälen sie hierher geflossen. Sind es Spenden aus Italien, aus Kanada, der DDR? Die Verkäufer sitzen stoisch, sie sind Bedienstete, Besitzer des Reichtums sind sie nicht. Elendsgestalten wandeln zwischen Kartoffeln, Hühnern, Früchten, sie taumeln, sie wanken, sie reißen den Mund auf, atmen, saugen ein... Die Luft des Mercato riecht nach Weizen, Mehl, Gewürzen, satt werden die menschlichen Hungergespenster davon nicht.

Spätestens seit 1984, mit der letzten großen Dürre, ist die Revolution in die roten Zahlen gerutscht. Im ärmsten Land der Erde, die Weltbank nennt ein Einkommen unter achtzig Dollar pro Kopf der Bevölkerung im Jahr, wird die Not nur noch verwaltet. Das Instrumentarium des Erfolgs ist stumpf.

Die Produktivität in der Landwirtschaft: negativ. Der industrielle Sektor: negativ. Die Infrastruktur: negativ. Die demokratische Entwicklung: negativ. Die Akkumulationsrate: stagnierend. Und das Elend wird jährlich größer durch ein ungebremstes Bevölkerungswachstum von 2,9 Prozent. Die Auswirkungen der Dürre hat man zu verkraften. Eine neue steht ins Haus. Und es tobt ein mörderischer Krieg.

Von den öffentlichen Träumen des Mengistu wird schon lange keiner mehr satt. Die Leute glauben ihm nicht mehr, wenn er sagt: „Äthiopien könnte nicht nur sich, sondern auch andere Länder ernähren. Zuerst müssen wir neue Gebiete für die Bauern erschließen. Auf den alten muß die Landwirtschaft intensiviert werden, beispielsweise durch künstliche Bewässerung. Wir dürfen nicht mehr allein vom Regen abhängig bleiben. Gleichzeitig müssen wir den Ausbildungsstand der Bauern erhöhen. Das Saatgut muß verbessert werden, und das Vieh muß von robusterer Rasse sein. Wir brauchen mehr Düngemittel und Pestizide, bessere Geräte, und bei alledem müssen uns Agrarexperten behilflich sein. Das

Fortsetzung auf den Seiten 48/49



Wer hungert, der ist noch am Leben

Abgesehen von den ganz Armen, die froh sind über jedes Stückchen Stoff auf der Haut: Die Mehrzahl der äthiopischen Männer kleidet sich europäisch. Nur bei Älteren noch sieht man die Schama, ein langes, baumwollenes Übergewand. Die Mehrzahl der Frauen trägt noch immer Tradition: frei fallende, weiße Gewänder.

FORTSETZUNG SEITE 46/47

● Aus-Lese

Welt am Sonntag
Jahrzehntelang vermutete der Westen, Moskau habe die „Deutsche Karte" im Ärmel. Es wäre mehr als eine Ironie der Geschichte, wenn der Westen den Sowjets im Moment des Siegeszuges der Demokratie in Osteuropa diese Karte auf einem silbernen Tablett reichen würde.

Die Zeit
Ein wiedererrichtetes Bismarck-Reich hätte die gleiche Wirkung wie die Rückkehr des Frankenstein-Monsters.

International Herald Tribune
Die Osteuropäer haben wissen lassen, daß sie keine Barmherzigkeit wollen. Und zu chronischen Schuldnern wollen sie auch nicht werden.

The Wall Street Journal
Der deutsche Nationalismus ist immer noch sehr lebendig und hat in den letzten Jahren noch zugenommen. Die deutschen Historiker versuchen, sich vor der deutschen Verantwortung für den Faschismus zu drücken, indem sie Stalin die ganze Schuld geben.

Berliner Morgenpost
Wie hält es Amerika mit der deutschen Wiedervereinigung? Die Antwort ist, man muß das klar sehen, voller Widersprüche.

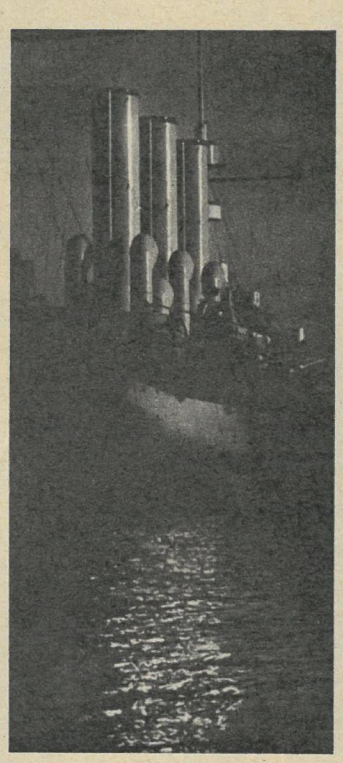
The Economist
Die Deutschen selbst sollten einen Kanal, der eventuell in eine unheilvolle Richtung gehen könnte, sofort sperren. Gemeint ist die Möglichkeit einer Ausdehnung Deutschlands auf Gebiete, die jetzt zu Polen gehören.

Frankfurter Rundschau
Natürlich braucht man auch Utopien, um Entwicklungen vorantreiben zu können. Aber niemand sollte die Realität aus den Augen verlieren. Keine drei Monate nach Öffnung der Grenzen scheint indes gelegentlich die Vision der Wirklichkeit allzuweit vorauszueilen, Tatsachen werden nicht immer genügend zur Kenntnis genommen.

Financial Times
Vierzig Jahre lang hat der kalte Krieg Europa eine Art Ordnung aufgezwungen. Wenn jetzt dort keine Unordnung einziehen soll, ist eine neue Ordnung vonnöten. Die neue Ordnung kann und sollte die ehemaligen Supermächte nicht ausschließen, doch sie wird von ihnen nicht mehr in gleicher Weise beherrscht werden wie die alte.

Harald Hauser

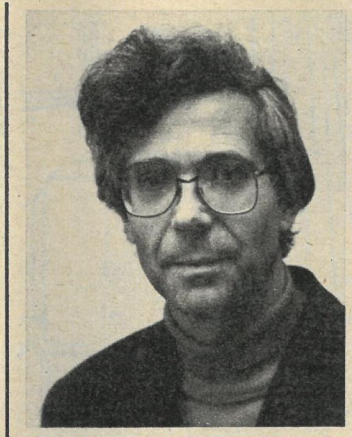
Rückblick – nach vorn



Für die Geschichte des 20. Jahrhunderts bleibt der Sturm auf das Winterpalais in St. Petersburg – trotz allem, was 15 Jahre danach an Rückläufigem und Barbarischem losbrach – Aufbruch zu neuen Ufern. – Wurde das Christentum, dessen edelstes Streben nach Frieden, Recht und Liebe erst in einer brüderlichen Welt verwirklicht sein wird, durch die Inquisition ausgelöscht!? Durch vier Jahrhunderte Folter und lebendig Verbrennen von Millionen „Abtrünniger", „Ketzer" und „Hexen"?! Ebensowenig wie sozialistische Gerechtigkeit und Menschenwürde durch fünfzig Jahre Stalin und Stalinismus ausgelöscht werden können. Jeder Denkende oder bescheidener: jeder, der überlegt, bevor er urteilt und handelt, weiß längst, daß Deformationen in Dekaden revolutionären Geschehens häufig auftreten. Abgleiten vom guten Weg der Revolution sagt weder über Redlichkeit ihrer Impulse etwas aus noch über die ihrer aufrechten Mitstreiter. Widerlegt etwa der Tod eines medizinisch Betreuten die Medizin und ihre Notwendigkeit?! Der die Welt aufhorchen lassende, von tödlichen Gefahren umdrohte revolutionäre Versuch „Perestroika und Glasnost" beweist die Lebenskraft der großen russischen Denker und Revolutionäre des 19. und des 20. Jahrhunderts. Alle humanistischen Mahner haben ihre konkreten Visionen uns Menschen des endenden zweiten und des anhebenden dritten Jahrtausends überantwortet, damit wir sie klug, umsichtig, stets durch das Volk kontrolliert, bereichern, unseren Planeten behüten und ihn einer würdigen Wirklichkeit entgegenführen. Heute heißt Freundschaft mit Rußland, mit der Sowjetunion für uns Deutsche – die Geschichte, auch Bismarck hat es nachgewiesen – Sein oder Nichtsein. Vernunft und Einsicht, Friedfertigkeit und Hilfe nach innen und nach außen – fürs eigene Land und für die Welt – sind gefordert. Unser Zeitalter nimmt uns in die Pflicht. Die bald 80 Jahre meines an Turbulenzen nicht armen Lebens haben mich in allen Phasen unerschütterlich davon überzeugt: Die deutsche Nation wird, nach den bitteren Prüfungen ihrer jüngsten Geschichte, nur bestehen – in Zweistaatlichkeit oder in einer Konföderation –, wenn sie sich ab sofort anschickt, der Lebensweise des sich entmilitarisierenden, aufblühenden, mit der ganzen Welt kooperierenden Europa zu entsprechen. Das europäische Haus vom Atlantik bis zum Ural wird ausgleichend, angleichend und differenzierend, reich an materiellen wie an geistig kulturellen Früchten sein. Nur in diesem Europa wird die deutsche Nation ihren eigenständigen, schöpferischen Platz finden.

Harald Hauser war der erste Chefredakteur von FREIE WELT (1954)

Fotos: Volkmar Billeb, Volkhard Kühl



Chance für Neuanfang

Auskunft für FREIE WELT gab Cyrill Pech, der neue Vorsitzende des Zentralausschusses der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Sie wurden auf dem außerordentlichen DSF-Kongreß im wahrsten Sinne des Wortes über Nacht zum Vorsitzenden einer sich erneuernden Freundschaftsgesellschaft…

Das kam für mich überraschend, war, wie man umgangssprachlich sagt, ein echter Hammer. Aber die ersten Gespräche mit den Mitgliedern des Arbeits- und den Mitarbeitern des Zentralausschusses machen mir Mut. Zudem hat mich, wie viele progressive Menschen, in den letzten Wochen die überstarke, wenn auch verständliche, Westorientierung vieler DDR-Bürger beunruhigt. Mit meiner neuen Aufgabe will ich für eine stärkere Ostorientierung wirken. Ich meine, auch für den Fall der staatlichen Einheit brauchen wir als ein Land in der Mitte Europas schon aus Gründen der politischen Balance auch die Orientierung nach dem Osten.

Sie sind Gemeindepfarrer in Berlin-Marzahn. Wie hat Ihre Gemeinde die Wahl in diese Funktion aufgenommen?

Es gibt Gemeindeglieder, die Angst haben, mich zu verlieren. Ich kann sie beruhigen, denn diese Funktion ist ehrenamtlich. Zum anderen gibt es aber auch Besorgnisse im Zusammenhang mit dem Profil der DSF, das in der Vergangenheit arg deformiert wurde. Aber man muß uns, wie auch allen anderen gesellschaftlichen Kräften, die Chance zur Erneuerung geben, und ich hoffe, daß ich das meiner Gemeinde klarmachen kann.

Nun ist die Gesellschaft für DSF in der Tat moralisch belastet, vor allem durch ihr inkonsequentes Verhalten seit der sowjetischen Perestroika…

Die auf dem Kongreß beschlossenen programmatischen Grundpositionen stellen das in Rechnung und die Aufgabe, diese Fehler aufzuarbeiten. Daraus spricht ein indirektes Schuldbekenntnis. Ausgehend von meiner Position als Theologe möchte ich das noch direkter formulieren: Nur wer Schuld bekennt und wem sie vergeben wird, kann einen echten Neuanfang machen.

Welche persönlichen Beziehungen haben Sie zur Sowjetunion?

Die persönlichste Beziehung ist mein Vorname. Der Apostel Cyrill ist der Apostel der Slawen, die russische Schrift ist die kyrillische. Mein Vater, ein bewußter Antifaschist, der auch im KZ war, gab mir 1938, als viele Jungen Hans und Fritz hießen, diesen Namen. Ich bin Sorbe und letztlich verdanke ich, wie das ganze sorbische Volk, meine Existenz der Befreiung vom Faschismus…

Wozu brauchen wir in unserer Zeit eine Gesellschaft für DSF?

Es gibt ja auch immer die Frage: Wozu brauchen wir die Kirche? – Die Basis ist in der Gesellschaft fortan das Bestimmende. Aber wenn die Basis ihre Gedanken, Vorschläge und Initiativen in die Tat umsetzen will, dann braucht sie dazu eine Organisation.

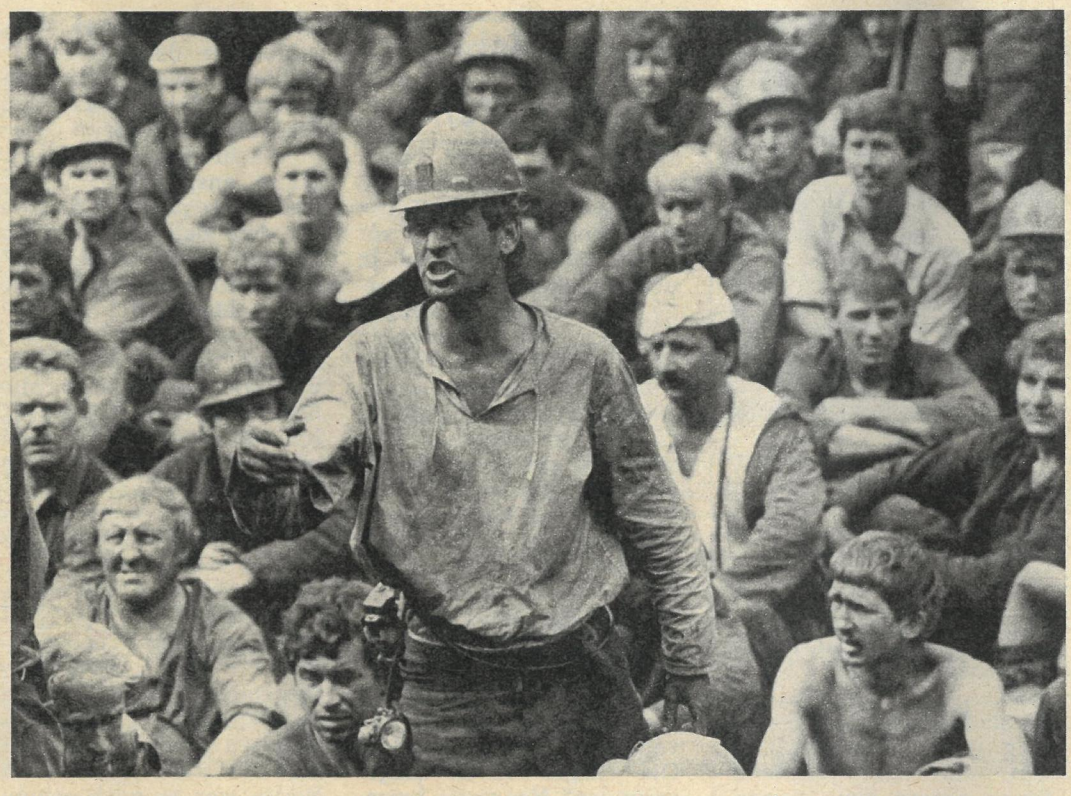
Signalisierten die neuen demokratischen Organisationen Interesse an einer Mitarbeit?

Ich habe während des Kongresses gehört, daß es Gespräche darüber gab. Konsistorialpräsident Manfred Stolpe hat sich beispielsweise positiv zu solch einer Zusammenarbeit geäußert.

Es gab auf dem Kongreß eine Vielzahl von Überlegungen für ein interessantes gesellschaftliches Leben. Welchen Platz sehen Sie dabei für in der DDR arbeitende Sowjetbürger?

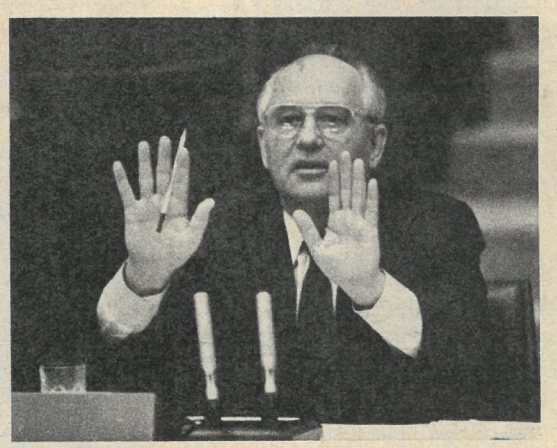
Das ist eine ganz wichtige Geschichte, und ich hoffe, daß es möglich wird, die privaten Kontakte zu den sowjetischen Bürgern zu entwickeln und zu pflegen. Besonderes Augenmerk richten wir auf die Zusammenarbeit mit der Gesellschaft „Wiedergeburt" der sowjetdeutschen Bevölkerung. Die auf dem Kongreß geäußerte Anregung zur Bildung eines deutsch-sowjetischen Jugendwerkes werde ich stark unterstützen.

Interview:
Wolfgang Tautenhahn



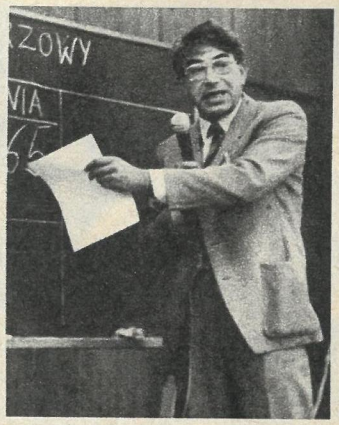
Anatoli Kusarin: Streik der Bergarbeiter in Pokopewsk im Gebiet Kemerow

Valeri Christorow: Gleichgültigkeit



Wladimir Musaeljan: Der Vorsitzende des Obersten Sowjets Michail Gorbatschow

Semjon Meisterman: Nach dem Unglück auf einem Atom-U-Boot im Nordpolarmeer – Trauer einer Mutter



Wall Street auf polnisch

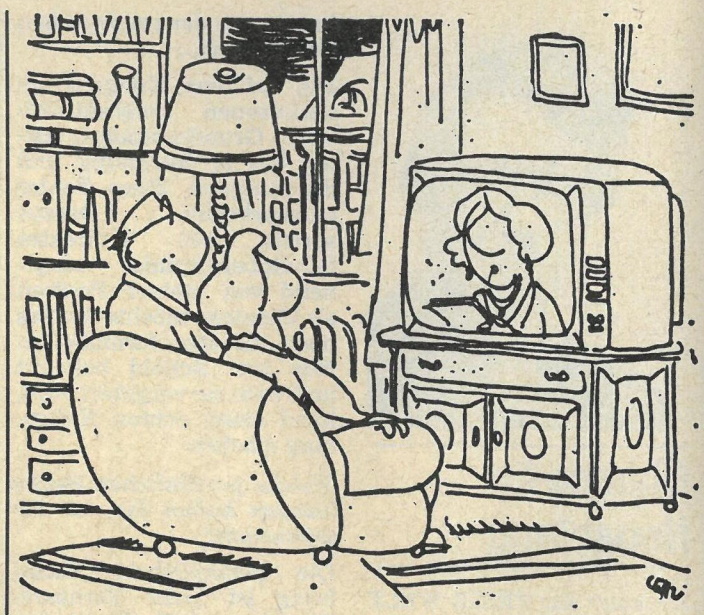
Jung, energiegeladen und Fachmann möchte man schon sein, damit im Personalausweis steht: Beruf Makler, Arbeitsstelle – Börse. Doch immerhin verging ein halbes Jahrhundert, ehe eine polnische Börse erneut ihre Pforten öffnete. Die erste wurde am 11. September 1989 in Lódź eingeweiht. Die nächsten folgten in Warschau und in Katowice. Sie wirken nach dem bis heute gültigen Handelsgesetzbuch von 1934. Die Börsengründung wurde praktisch durch das im November 1988 verabschiedete Gesetz über Obligationen erzwungen, das die Entstehung eines Wertpapiermarktes in Polen bezweckt. An der Börse von Lódź wird nach einem bestimmten System gehandelt. Täglich sind Valuta und Wertpapiere im Angebot. Der Montag bleibt dazu den Baustoffen und dem Holz vorbehalten. Und so geht es weiter: Dienstag – Lebendvieh, Mittwoch – Getreide, Kartoffeln und Mehlprodukte, Donnerstag – Obst und Gemüse, Freitag – Molkereierzeugnisse. Ein Tag für Wolle und Stoffe wird noch gesucht. Die „malerischsten" Gestalten der Börse sind die Makler (Foto). Ihr Chef, der erst sechsundzwanzigjährige Ireneusz Grzeszczak, hat zwei Fakultäten abgeschlossen und hatte auch schon einen Studienaufenthalt im Ausland. Der Makler ist berechtigt, für seine Arbeit ein halbes Prozent vom Wert der verkauften oder gekauften Ware zu verlangen. Die Börse kassiert von jeder der vertragschließenden Seiten ein Prozent. Das ganze Unternehmen steckt noch in den Kinderschuhen. Die Makler beunruhigt zum Beispiel die fehlende Möglichkeit, ihnen zustehende Provisionen auch wirklich eintreiben zu können.
Der polnische Weg zur Wall-Street dürfte bestimmt lang und dornenreich werden.

Gabriela Slaskiego

Von Mädchen und Bildchen

Es waren einmal neun schöne Moskowiterinnen (oberes Foto). Eines Tages schritten sie heiter auf ein großes Schaufenster zu, in dessen Scheibe sie sich wegen der wenigen Auslagen dahinter gut betrachten konnten. „Sind wir schön?" fragten die Mädchen. Die Scheibe erwiderte sogleich: „Ja, Ihr seid alle schön, aber mit einer goldenen Spange im Haar wärt Ihr alle noch viel, viel schöner." Traurig schritten sie von dannen. Plötzlich standen sie vor einer Ladentür, auf die ein Birken-Bäumchen gemalt war. Das war bisher immer fest verschlossen gewesen. Nur Fremde mit Gulden wußten, was sich hinter ihr verbarg. Aber was war das? Die Riegel waren aufgesprungen? Neugierig betraten die Mädchen die bisher versperrte Welt. Hei, wie war das bunt. Die Vitrinen waren so mit glitzernden Wunderdingen gefüllt, daß man sich in den Scheiben selbst nicht mehr sehen konnte. „Gib uns goldene Spangen", sagten die Mädchen zu einem Verkäufer. „Habt Ihr denn Gulden?" wollte der wissen. Sie hatten keine. Schon wollten die Mädchen betrübt wieder heimkehren, als sie ein Mann ansprach, dem ein kleiner schwarzer Kasten vor dem Bauche hing. „Ich komme vom PLAYBOY und kann armen, aber schönen Mädchen helfen." „Aber was müssen wir dafür tun?" fragten sie. „Gar nicht viel. Ihr müßt nur alle Eure Kleidchen ausziehen. Ich werde mit meinem schwarzen Kasten bunte Bilder von Euch machen. Die kommen dann in ein Heftchen, das wir jedem für Gulden verkaufen." Gesagt, getan. Die Mädchen bekamen Gulden für Spangen. Der Mann aber bekam Gulden für einen prächtigen fliegenden Teppich. Von dem aus hält er nun nach weiteren schönen, aber armen Mädchen Ausschau. In Berlin war er auch schon. Der PLAYBOY entdeckt den Osten. Bewohner der Stadt mit den goldenen Kuppeln dürfen die Bildchen von ihren Mädchen nicht sehen. Der Zoll beschlagnahmte die Heftchen. Nicht jedes Märchen hat ein Happy-End.

Jürgen Geitner



„Und nun noch rasch vor dem Wetterbericht, liebe Zuschauer, die neuesten Schwarzmarktkurse für Valuta..."

Tauschen Sie? Guter Kurs!

Die Vaci Utca, Budapest, (Foto unten), ist das ungarische Fenster zur Welt. Prächtige Auslagen, in denen modische Kleidung mit Pfiff, exquisite Kosmetik oder Heimelektronik für den Kenner um die Gunst der Käufer werben, verbreiten mondänes Flair. Für nicht wenige Einheimische jedoch eine fremde Welt. Selbst wenn bei weitem nicht alles für konvertierbare Währung verkauft wird, bleiben noch genügend Geschäfte, an deren Schaufenstern sie sich nur die Nase plattdrücken können, zumal sie ja auch noch verreisen wollen. Kein Problem offensichtlich für diejenigen, die in der Hauptstadt oder um den Balaton herum Zimmer vermieten. Bezahlt wird offiziell in Forint. Doch wer kann das kontrollieren? Keiner braucht nachzuweisen, wie er in den Besitz konvertierbarer Währung gelangt ist. Ein Indiz für die Größenordnung, um die es sich dabei handeln könnte – die private Einfuhr westlicher Pkw. Allein 1989 gaben ungarische Staatsbürger dafür 250 Millionen Dollar aus. Doch nicht jeder hat ein eigenes Haus, eine Laube oder wenigstens einen Garten, in dem man ein Zelt aufschlagen kann. Den anderen bleibt nur die Summe, die vom Staat zur Verfügung gestellt wird. 50 Dollar pro Jahr für jeden. Wer zwei Jahre wartet, bekommt dann eine Prämie von 100 Dollar. Das Staatssäckel ist leer, die Zahlungsbilanz negativ. Und daran ist der Kaufrausch nicht ganz schuldlos. Viele luden Oma, Opa, Onkel, Tanten, Kind und Kegel ins Auto, tauschten die zur Verfügung stehenden Beträge, um in der ersten österreichischen Ortschaft Videorecorder oder Tiefkühlschränke zu erwerben. Mehr als eine Milliarde Dollar floß 1989 so aus dem Land. Ungarn geriet mehrmals in den Strudel finanzieller Bedrängnis, so daß Anfang November die Notbremse gezogen wurde. Der Umtauschsatz verringerte sich um die Hälfte. Dadurch schnellte die Nachfrage nach Devisen selbstverständlich nach oben. Beim Bummel durch die Vaci Utca wird man garantiert mehrere Male angesprochen. Die Zeitungen geben nicht nur die offiziellen Kurse an. Magyar Hirlap veröffentlicht zur Orientierung auch die nichtoffiziellen. Die Polizei warnt zwar. Letztlich ist sie jedoch machtlos. Die Angebote der Reisebüros sind attraktiv. Und selbst wer nur bis nach Wien will, möchte dort vielleicht eine Tasse Kaffee trinken...

Hans-Jürgen Wittenburg

Arbeitslust und Arbeitsfrust

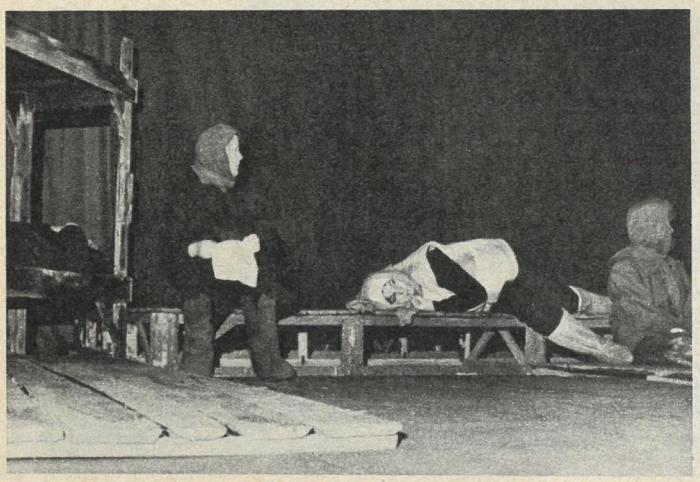
Inwieweit ihre tägliche Arbeit die Menschen befriedigt, ist ein wichtiger Indikator für den Zustand der Wirtschaft. So die Auffassung der sowjetischen Zeitschrift „Ogonjok" und des Unionszentrums für Meinungsforschung, die zu diesem Problemkreis kürzlich eine repräsentative Umfrage durchführten. Danach sind (immerhin oder nur?) 38,8 % aller Sowjetbürger „völlig zufrieden" mit ihrer Arbeit. 29,8 % antworteten nicht ganz so überschwenglich, sie seien eher zufrieden als unzufrieden. Zieht man das Zehntel ab, das keine Antwort fand, bleiben gut zwanzig Prozent, die mit ihrer Arbeit schlicht unzufrieden sind. Natürlich beließen es die Meinungsforscher nicht bei solchen allgemeinen Einschätzungen, sondern hakten nach. So gaben sie zum Beispiel bestimmte Urteile vor und fragten: Welches davon entspricht am meisten Ihrer Beziehung zur Arbeit? Das Ergebnis: Für mich ist die Arbeit das wichtigste im Leben – 14,9 %. Für mich ist die Arbeit sehr wichtig, aber es gibt auch andere, nicht weniger wichtige Dinge – 53,1 %. Ich arbeite, weil ich dafür bezahlt werde – 25,6 %. Arbeit ist eine unangenehme Notwendigkeit; wenn ich könnte, würde ich nicht arbeiten – 6,4 %. Sehr unterschiedliche Antworten gab es auf die Frage: „Warum befriedigt Sie Ihre gegenwärtige Arbeit?" „Sie entspricht meinen Kenntnissen und Fähigkeiten", sagte dazu fast ein Drittel der Befragten. Andere haben sich einfach an ihren Arbeitsplatz gewöhnt, halten ihre Arbeit für gesellschaftlich wichtig, freuen sich über einen kurzen Arbeitsweg, gute Kollektivbeziehungen, ein garantiertes Einkommen oder bestimmte Sozialleistungen. Und was gefällt den meisten an ihrer derzeitigen Arbeit nicht? Die unzureichende Bezahlung. Ihr folgen auf der „Mängelliste" schlechte Arbeitsorganisation, ein weiter Arbeitsweg, Gleichmacherei und unqualifizierte Leitung. Am Ende des Fragebogens dann ein Komplex, der sich mit einer für die Sowjetunion neuen Erscheinung beschäftigte – der Möglichkeit ohne Beschränkungen zusätzliche Arbeitsverhältnisse einzugehen. 83,8 % der Befragten halten das für gut, nur 13,5 % arbeiten allerdings gegenwärtig selbst zusätzlich.

Andreas Böttcher

Wiedergeboren, um zu gehen?

Vertreter einer Minderheit in der großen Union der Sowjetvölker auf dem Roten Platz. Es sind Deutsche, Nachkommen von Auswanderern vor 200 Jahren. Dieses Foto (oben) entstand im Oktober 1988, als sie erstmals aus verschiedenen Gebieten des Landes zusammenkamen. Nun fand im Januar bereits die zweite Konferenz der Sowjetdeutschen Gesellschaft „Wiedergeburt" statt. Angesichts der katastrophalen Auswanderungswelle, der chauvinistischen Kampagne gegen die Wiedererrichtung der Autonomen Sowjetrepublik an der Wolga durch bürokratisch-administrative Kräfte in den Wolgagebieten, scheinen derzeit radikalere Stimmen in dieser Bewegung die Mehrheit zu gewinnen. „Ich möchte an die Regierung der UdSSR appellieren, daß ihre Vernunft siegt. Wir haben den Eindruck, daß unser Volk in diesem Land nicht gebraucht wird", sagt Jakob Fischer vom Deutschen Theater (Foto unten) in Kasachstan. „Wenn unser Recht auf eigene Staatlichkeit und eigene Kultur nicht garantiert wird, werden wohl bald alle Deutschen von hier weggehen..." Besondere Verunsicherung rufen solche Erklärungen hervor, wie die der Konferenz der Arbeitskollektive der Stadt Marx im Gebiet Saratow. Dort wurde erklärt, man habe nichts gegen die Deutschen, aber die Wiedererrichtung der Autonomen Republik würde die nationalen Rechte und Freiheiten der dort lebenden Bevölkerung beeinträchtigen. „Dabei haben wir stets erklärt, daß wir als ungerecht be- und mißhandeltes Volk nie gleiches Unrecht anderen Völkern antun werden", versicherte Heinrich Grout, Vorsitzender von „Wiedergeburt". Leider kennen bis heute nur wenige Bürger die Geschichte und die Ziele der Sowjetdeutschen. Bezeichnend: Auf der Konferenz im Kulturhaus der Parteizeitung „Prawda" war kein Korrespondent dieser großen Zeitung anwesend. Die Deutschen wollen von der Regierung erfahren, wie es mit der Autonomie weitergeht. Juristisch ist sie immer noch existent, denn es gab im Jahre 1941 nur den Erlaß des Obersten Sowjets der UdSSR über die Umsiedlung der Deutschen. Aber es existierte kein Erlaß über die Auflösung der ASSR. Um diese Forderungen weltöffentlich zu machen, richteten die Konferenzteilnehmer einen Brief an den UNO-Generalsekretär, Perez de Cuellar, mit dem Hinweis auf die nun schon langjährige Verletzung der Menschenrechtskonvention der UNO vom 10. 12. 1948 durch die Sowjetregierung in dieser Frage. Eine Klage vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag wird diskutiert.

Hajo Obuchoff

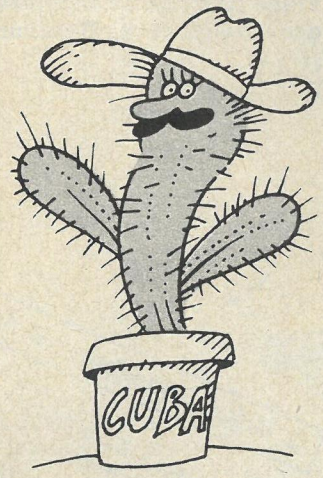


● Kurz berichtet

Die Förderung und Aufbereitung von Uran soll in der ČSSR wegen der positiven Veränderungen im internationalen Geschehen und wegen der geringen Exporterlöse eingeschränkt werden. Die Beschäftigtenzahl sinkt bis 1995 um 6000.

Der Anteil von Analphabeten ist in China von etwa 80 Prozent vor der Befreiung 1949 bis zum Jahre 1987 auf 20,6 Prozent gefallen. Gegenwärtig gibt es noch immer rund 220 Millionen Schreib- und Leseunkundige. Von ihnen leben 92 Prozent in ländlichen Gebieten, und 70 Prozent aller Analphabeten sind weiblich. Statistisch als lese- und schreibkundig gilt, wer wenige hundert Schriftzeichen beherrscht. Allein für das Zeitunglesen sind aber mehrere tausend Schriftzeichen erforderlich.

Den Warschauer Flughafen passieren jährlich 2,5 Millionen Menschen. Aber nur für 750 000 war er vor 25 Jahren projektiert worden. Um den Bau eines neuen Terminals bewarben sich 35 Firmen. „Hochtief" aus Essen erhielt den Zuschlag. Neben der alten Anlage werden sieben Startbahnen entstehen. Die Reisenden gelangen durch ausfahrbare Gänge in die Maschinen. Geplante Kapazität für das Ende der 90er Jahre: Sechs Millionen Passagiere.



Neben Bäumen werden in Kuba im Rahmen eines nationalen Aufforstungsprogramms auch Kakteen gepflanzt. In der mittelkubanischen Provinz Matanzas brachten Naturfreunde im vergangenen Jahr über 1300 in einer „Kakteenschule" herangewachsene Exemplare einer flächenbildenden Art in die Erde. Zahlreiche Sukkulenten waren in vergangenen Jahren der verstärkten Anlage von Weideland zum Opfer gefallen.

Redaktion: Wolfgang Suckert; Fotos: Interpress, TASS/Khristoforov; Volker Hohlfeld, Michael Herrmann, Josef Beier, Juri Weidmann, FW-Archiv; Karikatur: Istvan Lehoczki; Vignette: Detlev Schüler

Unser Geschichtsbild hängt schief im Rahmen. Staatsbürgerkundelehrer sind ratlos. Das Lehrbuch „Wissenschaftlicher Sozialismus“ erweist sich als unbrauchbar. Die SED/PDS setzte die vierbändige Geschichte aus. Wir gehen mit Fakten an den Ursprung unserer Existenz zurück: Welche Alternativen gab es für uns? Welchen Einfluß nahm die Besatzungsmacht auf unseren Weg? Was sagt die DDR-Geschichtsforschung dazu aus? FREIE WELT-Reporter Lars Keil befragte den Historiker Prof. Dr. Rolf Badstübner.

Ist aus heutiger Sicht die These von der DDR als historische Alternative zur BRD noch haltbar?

Jetzt sieht es so aus, daß sich die Gründung beider deutscher Staaten nicht als endgültige Antwort der Geschichte herausstellt. Die nationale Identität geht tiefer, ist tragfähiger, als sich das aus der Sicht der damaligen „Partei- und Staatsführung“, die von der offiziellen Geschichtsschreibung übernommen wurde, seit Anfang der 70er Jahre darstellte. Das bedeutet nicht, die relative Eigenständigkeit der vierzigjährigen Entwicklung der DDR und die damit verbundene DDR-Identität, die sehr wohl eine Alternative zur BRD begründet, zusammen mit dem Sozialismus stalinistischen Typs in Frage zu stellen.

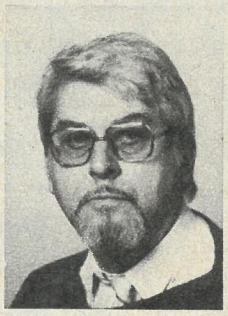
Sie hoben die Bedeutung von Geburtsschwächen der DDR hervor – was ist darunter zu verstehen?

Was von unserer Politik und Geschichtsforschung immer verdrängt wurde, war die stark in Frage zu stellende Lebensfähigkeit der sowjetischen Besatzungszone und später der DDR. Keine der von den Alliierten gebildeten Besatzungszonen galt für sich als lebensfähig. Deshalb sollte Deutschland gemäß dem Potsdamer Abkommen auf jeden Fall als wirtschaftlich Ganzes behandelt werden. Mit dem Zusammenschluß der westlichen Zonen und der Gründung der BRD entstand dort ein lebensfähiges Gebilde. Die sowjetische Besatzungszone war von den Westmächten und den „Gründervätern“ der BRD auf dem Wege der Teilung Deutschlands „abgeschrieben“ worden. Zur Gründung eines separaten Ostzonenstaates, wie er mit der DDR entstand, gab es keine Alternative. Unter diesen Umständen und den konkret-historischen Bedingungen war die DDR mit gravierenden Geburtsschwächen belastet, die zu Konstanten und Determinanten ihrer Geschichte wurden. Aber durch die Politik des kalten Krieges gab es für uns gar keine andere Möglichkeit, als sich der UdSSR und den osteuropäischen Volksdemokratien anzuschließen. Die allerdings standen ökonomisch schwach und rückständig da.

Wenige Tage nach der Beendigung des Krieges in Deutschland gibt die sowjetische Militäradministration mit ihrem ersten Befehl die Besatzungsstruktur ihrer Zone bekannt.

Wie war es?
Wie wahr ist es?

Wie war es? Wie wahr ist es?



Prof. Dr. Rolf Badstübner leitet den Bereich DDR-Geschichte im Zentralinstitut für Geschichte.

Was prägte weiterhin unsere Existenz und Entwicklung?

Die DDR wurde und wird nicht schlechthin vom Sozialismus, was immer man darunter versteht, geprägt, sondern in ganz entscheidendem Maße vom geschichtlichen Erbe, was sie antreten mußte, von den Folgen der Demontage und vor allem denen der Spaltung Deutschlands. Geschichtlicher Zufall aus der Sicht von „Formation" und „Gesetzmäßigkeit", ist die DDR von ihrer Herkunft eine künstlich gebildete Besatzungszone. Das hat nichts mit Sozialismus zu tun. Bei den älteren Generationen wirken, wie lebensgeschichtliche Forschungen erweisen, sehr viel mehr Reste von festgefügten Denk- und Verhaltensmustern nach, als man annahm. Bei uns erfolgte eine gründliche und radikale Faschismusbewältigung. Gesellschaftspolitisch. Das war richtig. Trotzdem kam es zu gravierenden Defiziten in der individuellen Bewältigung des Faschismus.

Ist in diesem Zusammenhang nicht auch die Art und Weise der Befreiung der Deutschen vom Faschismus zu berücksichtigen?

Natürlich, denn die Befreiung vom Faschismus erfolgte ja von außen. Ohne breite Beteiligung der deutschen Bevölkerung. Man kann nicht darüber hinwegsehen, daß mit dem Potsdamer Abkommen dem deutschen Volk sozusagen Auflagen erteilt wurden, denen es nachzukommen hatte. Die antifaschistisch-demokratischen Umgestaltungen in der Ostzone, mit denen tatsächlich eine geschichtliche Wende vollzogen wurde, erfolgten unter Besatzungsbedingungen und in hohem Maße auf dem Wege administrativer, wenngleich massenpolitisch untersetzter Reformen. Das unterschied sie von einer wirklichen Volksrevolution.

So gesehen, kommt offensichtlich der Rolle der sowjetischen Besatzungspolitik ein größerer Stellenwert zu?

Zweifellos haben wir diese Rolle in unseren Geschichtsdarstellungen trotz verbaler Feststellungen faktisch stark unterbewertet. Vor allem recht einseitig und fast nur unter Hervorhebung der positiven Aspekte – die von der Roten Armee ausgeübte Befreiungsmission oder die von der SMAD vollzogenen Maßnahmen gegen den deutschen Faschismus und Militarismus. Aber es gibt eben auch problematische und negative Aspekte sowjetischer Besatzungspolitik.

Wie äußerten sich diese?

Eine nicht selten emotional gefärbte Haltung der sowjetischen Soldaten, aus persönlichen Erfahrungen mit Deutschen geboren, ist, glaube ich, verständlich. Die Besatzungsmacht hat stark mit Befehlen gearbeitet. Hier ging man von dem Klischee aus, daß die Deutschen das Militärische und damit Befehle gewohnt seien. Selbst viele richtige Maßnahmen wurden durch die rigorose Art und Weise ihrer Durchsetzung diskreditiert. So wurden ganze Dörfer zu Aufräumungsarbeiten abkommandiert, ohne die Bewohner über Ort, Dauer und Art der Arbeit zu informieren. Viele sowjetische Offiziere dachten und handelten, wie sie es durch Stalins Erziehung in ihrer Heimat gewohnt waren. Die stark autoritäre, ja stalinistische Haltung selbst gegenüber den Vertretern deutscher Parteien, gilt es sachlich aufzunehmen. Ohne die Aufarbeitung auch dieser Seite sowjetischer Besatzung wird nicht verständlich, warum sich die Beziehungen zwischen der Mehrheit der Bevölkerung und den sowjetischen Kommandanturen so schwierig gestalteten.

Gab es Versuche von deutscher Seite, die Besatzungsmacht darauf aufmerksam zu machen?

Der Parteivorstand der SED übte wiederholt Kritik am selbstherrlichen und barschen Auftreten sowjetischer Offiziere, am mangelnden Fingerspitzengefühl oder an willkürlichen Entnahmen aus Betrieben, obwohl deren Reparationssoll erfüllt war. Deutsche Stellen waren bemüht, das Geschehen in geordnete Bahnen zu lenken und rechtsstaatliche Normen, so in bezug auf Arbeitseinsätze, durchzusetzen.

Was passierte nach solcher Kritik denen, die sie äußerten?

Menschen, die durch ihre Arbeit und ihr Ansehen von den sowjetischen Behörden anerkannt waren, wie der Präsident der Provinzialverwaltung Sachsen, Dr. Hübener, fanden schon Gehör. Hübeners Brief vom Dezember 1946 an den Befehlshaber Sokolowski gebührt daher Beachtung. In dem Brief ersuchte Hübener eindringlich, den Ausschreitungen von Angehörigen der Roten Armee vor allem in den Städten und Kreisen Stendal und Gardelegen, wo Morde, Vergewaltigungen, Raubüberfälle und Einbrüche an der Tagesordnung seien, ein Ende zu bereiten.

Gibt es Beispiele stalinistischer Willkür, gegen die kein Einspruch half?

Völlig unbearbeitet sind die Fälle von Verhaftungen, die oft nur wegen einer Kleinigkeit oder eines Verdachtes wegen erfolgten. Ein anderes bekanntes Beispiel wäre die Geschichte um die Wissenschaftler und Techniker, die im Oktober 1946 in die SU gebracht wurden. Mit vielen von ihnen waren auch Vorgespräche geführt worden. Die Übersiedlung erfolgte dann jedoch in einer „Nacht- und Nebelaktion" in Form eines plötzlichen, unkontrollierten Abtransports zu nachtschlafender Zeit. Man verfrachtete die Wissenschaftler und Techniker, meist nur mit dem Nötigsten versehen, auf Lkws.

Wie reagierten darauf die anderen Alliierten?

Es kam zu massiven Anfragen im Kontrollrat. Aber was noch schwerer wog: Dies geschah nur wenige Tage vor den Landtagswahlen und den Wahlen in Berlin. Die Wahlniederlage der SED in Berlin mit einem Stimmanteil von 19,9 Prozent dürfte zu einem Teil auf jene Aktion und ihre „Ausschlachtung" in der Westberliner Presse zurückzuführen sein.

Es geht Ihnen also um eine endlich realistische Darstellung der Rolle sowjetischer Besatzungsmacht?

Eben darum. Die wenigen Veröffentlichungen zur sowjetischen Deutschland- und Besatzungspolitik sind faktisch überholt. Eine Geschichte der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) existiert nicht mal in den Ansätzen. Noch immer ist es uns nicht möglich, die einschlägigen Akten in den sowjetischen Archiven einzusehen. Eine wichtige Thematik ist auch die Umsiedlungsfrage. Allerdings enthält der Begriff Umsiedler bereits eine Beschönigung. Wir sollten zukünftig von Umgesiedelten sprechen. Sicher mußte Deutschland und das deutsche Volk für die nazistischen Verbrechen einstehen.

Aber diese Umsiedlungsaktion – erinnert sie nicht doch stark an die von Stalin angeordneten Umsiedlungen ganzer Völker und Völkergruppen?

Mehr humanitäre Regelungen wären denkbar gewesen. Zu überprüfen bleiben die Zahlenangaben Stalins gegenüber den Westalliierten über die Anzahl deutschstämmiger Umzusiedelnder aus den betreffenden Gebieten. Mir scheint, sie wurden von Stalin bewußt zu niedrig gehalten.

Sie sprachen auch über die Reparationsproblematik. Frage: Wer bestimmte, wer kontrollierte den Reparationsablauf? Die SMAD?

Die Reparationspolitik war so ziemlich das schwierigste Problem. Auf der einen Seite unterstützte die SU den Aufbau in ihrer Zone, auf der anderen Seite konnte sie die Demontage, gemäß der Potsdamer Reparationsregelung, hauptsächlich nur aus ihrer Zone befriedigen. Die in Deutschland eingesetzte Reparationskommission unterstand nicht der SMAD, sondern direkt Moskau. Es kam vor, daß diese Kommission Zusicherungen der SMAD an die Belegschaften unterlief und doch demontieren ließ. Ganz einfach, weil unterschiedliche Vorstellungen existierten. Es bleibt noch aufzuarbeiten, wie hoch die von der sowjetischen Besatzungszone erbrachten Reparationsleistungen tatsächlich waren. Auf jeden Fall haben wir auf diesem Gebiet für ganz Deutschland beträchtliche Leistungen erbracht, für die uns ein Ausgleich seitens der BRD zustünde.

Bürgerliche Historiker und Politiker sprechen von einer unrühmlichen Rolle der SMAD bei der Vereinigung von KPD und SPD.

Die Rolle der SMAD ist differenzierter einzuschätzen. Es geht außerdem, auch aus der Sicht des Stalinismusproblems, um eine Be-

Gesprächsprotokoll, angefertigt von Christopher Steel, dem Leiter der Politischen Abteilung der britischen Militärregierung, nach einer Unterredung mit Grotewohl und Dahrendorf* am 4. Februar 1946:

„Was sie sagten, war nicht ermutigend. Grotewohl, anfangs noch guter Laune, sah mitgenommen und besorgt aus. Nach dem Essen kamen wir zur Sache, und als ich ihn nach den Einheitslisten fragte, sagte er, das Ende stehe kurz bevor. Ich sagte, wir könnten nicht verstehen, daß die SPD wirklich mit den Kommunisten zusammengehen könne, es gebe doch wahrlich noch einen Unterschied zwischen Freiheit und Totalitarismus. Grotewohl sagte, das sei keine Frage von Programmen, sondern nackter Tatsachen ... Sie würden nicht nur persönlich unter stärksten Druck gesetzt (er sagte, sie würden von russischen Bajonetten gekitzelt), ihre Organisation in den Ländern sei vollkommen unterwandert. Männer, die ihm noch vor vier Tagen versichert hätten, sie seien entschlossen, Widerstand zu leisten, flehten ihn nun an, die Sache hinter sich zu bringen. Auf diese Leute sei jede nur mögliche Art von Druck ausgeübt worden, von dem Versprechen, ihnen einen Arbeitsplatz zu besorgen bis zur Entführung am hellichten Tage, und wenn er, Grotewohl, zusammen mit dem Zentralausschuß den Widerstand fortsetzen würde, dann würden sie ganz einfach abgesetzt und durch Provinzausschüsse ersetzt werden. Im übrigen habe weiterer Widerstand auch keinen Sinn mehr, da sie sich von uns keine Hilfe mehr erhofften."

trachtung der Positionen der Einheitsgegner. Fakt ist, daß wir diese Vereinigung stets aus der Sicht derjenigen darstellten, die die Vereinigung wollten und vollzogen. Die Sicht des Zentralausschusses der SPD fand unzureichend Platz. So hatte der Ausschuß die Vorstellung, über einen Reichskongreß in die SED zu kommen. Ihm widerstrebte, die Vereinigung lediglich in der sowjetischen Zone zu vollziehen. Der Beschluß zur Vereinigung, auf der Dezemberkonferenz 1945 gefaßt, reflektierte diese Position des Zentralausschusses nicht.

Bedeutet das nichts anderes als Zwangsvereinigung?

Dies wäre genauso einseitig wie unsere bisherige Darstellung. Der Vereinigungsgedanke hatte bei uns, in den Ländern und Provinzen, eine tatsächliche Mehrheitsbasis. Und beide Seiten sind über ordnungsgemäße Parteitage zur Vereinigung gekommen. Aber es gab, besonders unter sozialdemokratischen Funktionären, eine nicht geringe Zahl Einheitsgegner, die von den sowjetischen Kommandanturen unter Druck gesetzt wurden. Grotewohl sagte dazu, sie würden von russischen Bajonetten gekitzelt (siehe nebenstehenden Text). Es gab Verhaftungen, wohl auch Deportationen. Das muß noch untersucht werden.

Heute beleben sich wieder frühere sozialdemokratische Traditionen. Welche würden Sie sehen?

Die SPD verfügte damals über eine lange Traditionslinie der alten Sozialdemokratie, die sie versuchte, in die Vereinigung mit einzubringen. Sie hätte sich nie auf dem Boden des Leninismus vereinigt. Diesen betrachtete man mehr als russische Angelegenheit. Und man muß zugeben, daß die Sozialdemokratie durch ihre intensiven Bindungen Sozialismus–Demokratie und Sozialismus–Sozialpolitik mit den Alltagsinteressen der Arbeiter besser umzugehen vermochte als die KPD.

Wann und weshalb gingen diese Traditionen verloren?

Die Errichtung der Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Vorbild, die Umwandlung der SED in eine Partei neuen Typs oder bolschewistische Partei Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre, markierte einen entscheidenden Bruch. Viele Sozialdemokraten konnten oder wollten diesen Weg nicht mitgehen. Sie wurden als „Reformisten“ oder „Schumachergehilfen“ abgekanzelt. Dies förderte die Herausbildung eines politischen Systems, in dem Zentralismus, Kommandieren und Administrieren eindeutig dominierten.

Wie konnte es zu einem solchen Bruch kommen?

Entgegen seinen Aktivitäten für die Einheit Deutschlands propagierte Stalin 1948 verstärkt eine Entwicklung der Volksdemokratien nach sowjetischem Muster. Andere Versuche, etwa Jugoslawiens oder Polens, verurteilten er und seine Gefolgsleute aufs schärfste. Was machte die SED? Bei ihr schlug die stalinistische Politik voll durch... Eines der ersten Opfer war Anton Ackermann.

Es geht um den besonderen deutschen Weg?

Es geht um Anton Ackermanns Vorstellungen von einem besonderen, deutschen, demokratischen Weg zum Sozialismus, die er bereits im Oktober 1946 äußerte. Ohne ausführlich darauf einzugehen: Im wesentlichen räumte er ein, daß der Leninismus nicht eine unabänderliche Bedingung für die Deutschen zu sein brauche und nationale Besonderheiten, besonders in der Anfangsphase, berücksichtigt werden müßten. Das Konzept von Ackermann war damit das Bindeglied, der Kompromißvorschlag für die Sozialdemokraten in der Partei. Was den Leninismus betrifft, über den müßte man sich neu verständigen, wenn wir den Stalinismus aufgearbeitet haben. Schließlich war es Stalin, von dem dieser Leninismus eingeführt und in entscheidendem Maße geprägt wurde. Wir sehen dann, was vom Leninismus für Gegenwart und Zukunft übrigbleibt.

Wie reagierte die SED-Spitze auf den Vorschlag von Ackermann?

Die anderen SED-Funktionäre wiesen diese Konzeption auf der 11. bis 13. Tagung des Parteivorstandes 1948 zurück. Man entschied sich für die Gültigkeit des sowjetischen Weges. Dahinter verbarg sich neben der Überzeugung und der Angst vor Moskau die Befürchtung, daß es nicht sicher war, ob die SED die Mehrheit der Arbeiterklasse, geschweige denn der Wähler, hinter sich hätte.

1948 brachte die SED ebenfalls den Führungsanspruch auf die Tagesordnung.

Interessant dabei ist, daß die SMAD diese SED-Bestrebungen sogar gebremst hat. Es war geradezu ein Kennzeichen der Besatzungspolitik, sich auf gemeinsame Alliiertenbeschlüsse zu konzentrieren und die Möglichkeit zur deutschen Einheit auszuschöpfen. Als die SED 1948 den Führungsanspruch formulierte, kam es zu einer Blockkrise. Von Februar bis August trat der Block nicht zusammen. Nur durch die Verhandlungen der SMAD mit den bürgerlichen Parteien, der Suche nach Kompromissen, kam es zur Entkrampfung der Situation. Auch die SED erkannte schließlich, daß der Zweijahrplan ohne das Potential der privaten und halbstaatlichen Betriebe nicht zu erfüllen war. Sie stellte ihren Führungsanspruch und die Überlegungen nach Übergang zum Sozialismus zurück, wodurch die Blockkrise behoben werden konnte. Später allerdings zwang die SED die anderen Blockparteien, diesen Führungsanspruch von sich aus anzuerkennen.

Bei der Gründung der DDR standen demnach die Vorzeichen der SED bereits auf Stalinismus?

Die Staats- und Parteistrukturen waren eindeutig stalinistisch geprägt. Der Prozeß zur Überwindung von reaktionärem Erbe – wie obrigkeitsstaatliches Denken, Untertanengeist, fehlende Zivilcourage und mangelnder Mut zur individuellen Selbstbehauptung wurde nicht nur abgebrochen, diese „Traditionen“ wurden reaktiviert. Sie gingen mit dem Stalinismus eine gefährliche Symbiose ein.

Vor welchen Aufgaben steht nun die Geschichtsforschung?

Vieles ergibt sich aus dem bereits Angeführten. Wir müssen uns vor allem den stark vernachlässigten Themen zuwenden. Dabei gilt es in erster Linie, Krisen, Entscheidungssituationen, Alternativen und Fehlentwicklungen in der Geschichte der DDR sowie die Rolle des Stalinismus herauszuarbeiten, „weiße Flecken“ zu beseitigen, uns viel stärker auf Alltagsforschung konzentrieren. Nur wenn wir ein wahrheitliches und ausgewogenes Bild des Weges der DDR – und natürlich auch der BRD – zeichnen, wird es möglich sein, das tatsächlich Errungene, Bewahrenswerte und Ausbaufähige der DDR-Geschichte zu verdeutlichen, das übrigbleibt, wenn wir den stalinistischen Sozialismus „abziehen“.

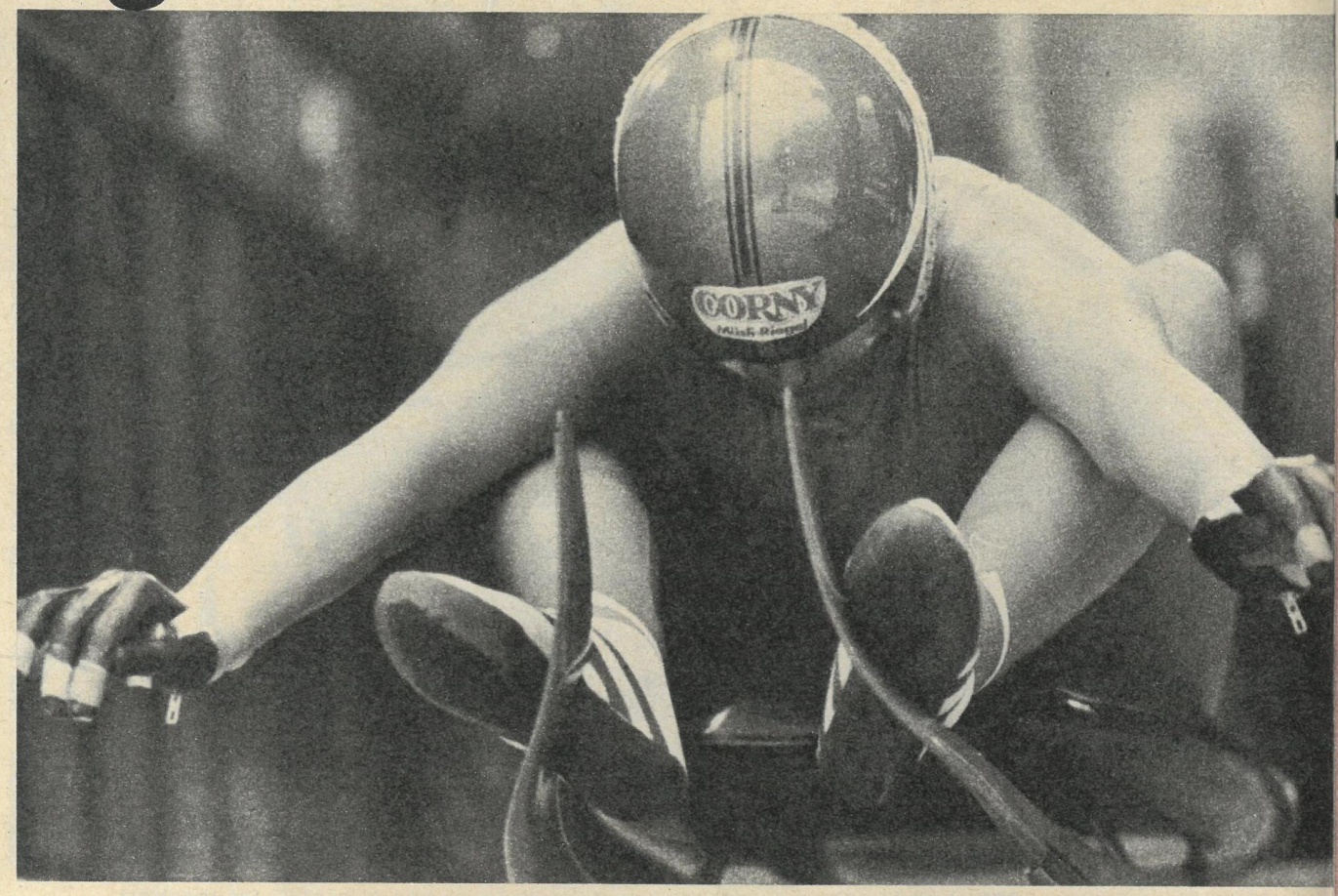
Ob die Vereinigung zur SED stattgefunden hat, wie in diesem Dokumentarfilmbild dargestellt, ist ungeklärt.

* Zum Gesprächsprotokoll, Seite 18: Gustav Dahrendorf, SPD-Politiker, ging im Februar 1946 nach Hamburg

Fotos: Volkmar Billeb (2), Museum für deutsche Geschichte, privat

Es gibt viele mutige Schönheiten, die der Rennschlittensport sein eigen nennt. Aus diesem kühlen Grunde hat man im österreichischen Imst erstmals – und lang, lang ist's her – eine „Miß Weltmeisterschaft" gekürt. Die Auserwählte war Tschechoslowakin. Auf einer Beifallswoge wurde sie nach vorn getragen – als hätte sie die Goldmedaille gewonnen. Aber im Sport wird keiner nur mit Schönheit der Beste der Welt.

„Susi Sorglos" ist passé



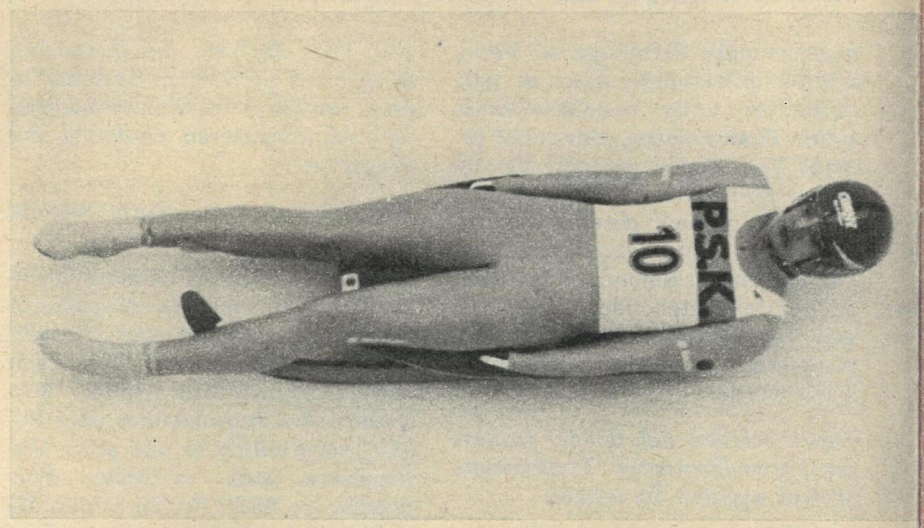
Arschkatze – so despektierlich titulieren die Tiroler einen Schlitten. Mag sein, daß solch ordinäre Terminologie einst im Alpenländle dem schönen Geschlecht nicht gerade die Eroberung des Rennschlittensports erleichterte. Schließlich legten bei den ersten Europameisterschaften am heutigen Ještěd bei Liberec Frau Gräfin Černín und andere Exzellenzen auf der Ehrentribüne zweifellos Wert auf guten Ton. Weshalb, so bleibt zu vermuten, ein Damenwettbewerb gar nicht zur Debatte stand. Noblesse - - - obige.

Oder traut der heutige Chronist den Hochwohlgeborenen damals nur keine Volksnähe zu? Immerhin setzte sich Vera Gräfin Černín anschließend auch selbst noch auf ein solches Kufengefährt und gewann im Damen-Doppel die „Meisterschaft der österreichischen Sudetenländer". Respekt, Frau Gräfin! Um so mehr, da es für derart emanzipiertes Dahingleiten dazumal noch arge Schelte der „anständigen Bürgerschaft" gab. Auch die „Kölnische Volkszeitung" mokierte sich über das „unsittliche Rodelkostüm" jener Damen, die als „moderne Sportweiber rudelweise in Männerkleidung herumlaufen" und doch eigentlich Dirnen seien. Nun, die derart Betitelten überlebten das, und 1928 durfte auch die holde Weiblichkeit erstmals um Europameisterschafts-Medaillen fahren.

Zwischen der EM-Premiere von 1914 und dem 32. Europachampionat Mitte Januar in Innsbruck-Igls liegen also Welten. Auch Damen-Welten. Aus den schweren Skistiefeln, den Keilhosen, Windjacken und Fahrradsturzkappen von einst sind windschlüpfige Rennoveralls geworden, und die „Arschkatze" modernen Designs läßt Spitzengeschwindigkeiten von 120 km/h zu. Die Mädchen und jungen Frauen haben sich nicht mehr mit den Moralanschauungen ihrer Umwelt auseinanderzusetzen, sondern allein mit der Stoppuhr, ihrem ärgsten Kritiker.

Susi Erdmann, die Europameisterin von Igls und Weltmeisterin vorigen Jahres, kann ein Lied davon singen. Nach zwei Rennläufen auf der Kunsteispiste am Patscherkofel hatte sie das nervenzerfetzende Duell mit der Italienerin Gerda Weißensteiner für sich entschieden – mit einem Vorsprung von neun Hundertstelsekunden. Ein knappes Zehntel also bei rasender Fahrt durch 14 Kurven, durch Kreisel und Labyrinth, wobei die Frauen erstmals unter „verschärften Bedingungen" vom Herrenstart aus fahren mußten. Der alte Damenstart etwa 250 m unterhalb erwies sich aufgrund einer bahntechnischen Tücke als nicht mehr zumutbar, so daß man die „Emanzipation" der Damen mit herzhaftem Entschluß beschleunigte.

Somit wurden's in zwei Läufen auch 2440 Bahnmeter für die Frauen, und da machen neun Hundertstelsekunden etwa zwei Meter aus. Das ist doch allemal allerhand. Der Oberhoferin sind solche Di-



Der Start ist die Seele vom Spiel. Zumindest bei Susi Erdmann, denn sie beherrscht ihn aus dem Effeff. Und unterwegs, wenn's um die Wurst geht, kann sie fahren, wie eben eine bejubelte Europa- und Weltmeisterin.

mensionen nicht unbekannt – schließlich war sie schon bei der Weltmeisterschaft im Jahr zuvor sogar aus einem Zentimeter-Zweikampf mit Gerda siegreich hervorgegangen. Zwölf Tausendstelsekunden wies damals der Computer für sie als Plus aus, und bei einer vorsichtigen Rechnung ergibt das rund 30 Zentimeter. Wo gewinnt man solch ein Rennen? Bei derart geringen Differenzen wissen das wohl nicht einmal die Akteure.

Susi Erdmann, die Zentimeter-Zauberin. Von diesem „Ehrentitel" hielt sie wohl genauso wenig wie von ihrem einstigen Necknamen „Susi Sorglos". Dieser stammte aus einer Zeit, als Susi nicht mit jener Ernsthaftigkeit trainierte, die von ihren Oberhofer Trainern Bernd Jäger und Norbert Hahn verlangt wurde. „Ich bin auch heute noch der Typ, der nicht alles so verbissen sieht. Aber im Gegensatz zu früher gehe ich nun seit einiger Zeit ernsthafter an das Training heran, weil ich begriff, daß man allein mit Spaß an der Freud auf Dauer nicht gewinnen kann." Deshalb passierte es eben, daß sie 1988 bei der Konkurrenz mit Walter, Oberhoffner und Schmidt die Calgary-Qualifikation verpaßte und nur von weitem sah, wie diese drei alle Olympiamedaillen holten.

Die Enttäuschung darüber, daß sie, praktisch auf dem Bahnsteig stehend, den Zug nach Calgary nicht erwischte, wurde zu einem großen Motivationsschub: Die Susi Sorglos wurde wach – und Weltmeisterin! Entscheidend für diesen Aufstieg war auch, daß sie sich in ihrer Startphase scheinbar unverletzbar machte. Wer einmal vor ihr gestanden hat, weiß auch, warum. Mit der „lichten Höhe" von 1,87 m besitzt Fräulein Susi die entsprechenden „Hebel" und die Kraft, sich an den Startbügeln katapultartig in die Eisrinne zu schnellen. Die hübsche, wohlproportionierte Blondine – geboren im Harz, sportlich jetzt seßhaft beim ASK Oberhof und Studentin für Bibliothekswesen – reagiert sehr ärgerlich, wenn sie heute mit „Susi Sorglos" konfrontiert wird: „Das ist doch längst passé". Spätestens in Winterberg, wo sie Weltbeste wurde, hätte man diesen Spitznamen ein- für allemal begraben können!

Bald, Ende Februar, ist erneut Weltmeisterschaft. Susi muß ihren Titel verteidigen, und jetzt sieht sie endlich Calgary! Wird es wieder zum Zentimeter-Duell mit Weißensteiner kommen? Oder zu einem Dreikampf, weil auch die bildschöne Julia Antipowa aus der Sowjetunion dabei ist – die im zweiten Rennlauf von Igls gestürzt war und nicht erst seit gestern zur absoluten Weltklasse zählt? „Ich glaube, Calgary liegt mir", sagt Susi selbstbewußt.

Vielleicht, aber eben nur vielleicht, ist es auch ein gutes Omen für Höchstgeschwindigkeit, wenn Susi samt Mannschaftskameraden auf der Rennpiste für Suzuki Reklame macht. Der Vertrag mit dem japanischen Motorrad-Konzern kam in Igls zustande, und nun ist es soweit, daß die Rennschlittenpiloten ihre „Arschkatzen" – ähnlich wie die Skialpinen ihre Bretter – hinterm Ziel hochreißen, um den Fotografen die Bodenwanne mit dem Firmenlogo zu präsentieren. Eine finanzielle Überlebensfrage für diesen Sport, denn auch das sind Welten zwischen den internationalen Meisterschaften von Anno dazumal und 1990: 60 000 Zuschauer an den beiden Tagen am Ještěd 1914, am Patscherkofel dagegen nur wenig mehr, als auf einer Suzuki Platz haben. Weiß Gott, warum.

Was der – in keiner Weise billige – Sport, seit 1964 auch olympisch salonfähig, ganz und gar nicht verdient. Als in der Oberhofer Kunsteisrinne zum ersten Mal eine Weltmeisterschaft losging, traten die Zuschauer sich gegenseitig auf die Füße. Lang, lang ist's her... Schade drum.

Andreas Götze

Fotos: ZB/Altwein (3), Gerhard König

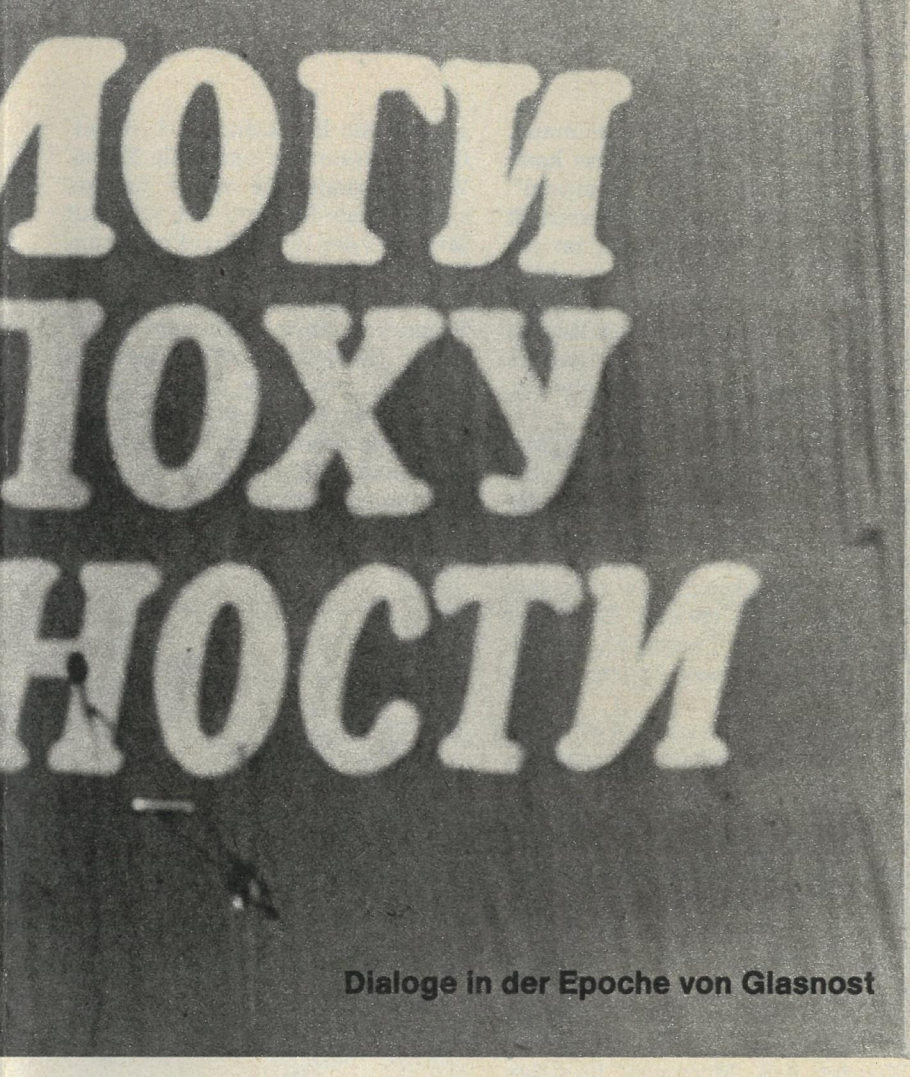
Seitdem vor fast fünf Jahren in der Sowjetunion die Perestroika, der große gesellschaftliche Umbruch, von oberster Parteitribüne vor rotem Fahnentuch eingeläutet wurde, tauchten und tauchen viele neue Farben auf der politischen Szene auf. Die Bewegung in der sowjetischen Gesellschaft schaffte sich neue Wege, Kreuzungen, Windungen und auch manch neue Sackgasse. Ungewohntes oder fast Vergessenes tritt zutage, und jeder, der versucht, all diese Strömungen, Richtungen zu erfassen, einzuordnen, wird sich an die Worte des russischen Literaten Kosma Prutkow erinnern: „Unmöglich, das Unfaßbare zu erfassen."

Genauso ergeht es mir, obwohl ich aktiv mit der sowjetischen Perestroika verbunden bin. Wie aber soll sich da erst der ausländische Besucher zurechtfinden? Mitten in Moskau am Puschkinplatz stehen Menschen zuhauf, diskutieren heftig, Fahnen unterschiedlichster Farben wehen, drastische Protestaktionen sind nicht selten. Polizeieinsätze sind bei nicht genehmigten Demos keine Ausnahme.

Die Perestroika hier im Lande hat eine Schleuse geöffnet. Dem Volk wurde plötzlich die Freiheit verordnet. Es brach auf, die Zielrichtungen nur ahnend. Die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bewegungen organisierten sich. Als die

Katzenjammer

Moskau, Puschkinplatz – Polizeieinsatz am 30. Oktober während einer nicht genehmigten Demonstration



Dialoge in der Epoche von Glasnost

größten Massenorganisationen bildeten sich bis heute die Volksfronten in den einzelnen Unionsrepubliken heraus. Sie wurden inzwischen zu Hauptkonkurrenten der KPdSU und marschieren unter Flaggen in den traditionellen Farben ihrer Länder. Die im Frühjahr bevorstehenden Wahlen zu den örtlichen und Obersten Sowjets in den Republiken werden die Stellung dieser Volksfronten weiter festigen. Der Bewegung für die Souveränität der Unionsrepubliken können sich die kommunistischen Parteien in den Republiken nicht verschließen. Gerade hat sich die Litauische Kommunistische Partei zur selbständigen, von der KPdSU unabhängigen Partei erklärt und den Widerspruch der KPdSU-Zentrale herausgefordert. Diese Tendenzen gibt es auch in anderen, vor allem baltischen Republiken. Das scheint die einzige Möglichkeit zu sein, das Prestige der Kommunistischen Partei wieder aufzupolieren.
Die Volksfronten der Republiken sind sehr breit gefächert, vereinen verschiedene Bewegungen und Ansichten – das reicht von sehr konservativen Kräften über die Kirche bis hin zu Kommunisten. Das große Ziel, was sie verbindet, ist die nationale Wiedergeburt. Ansonsten unterscheiden sich die Volksfronten der verschiedensten Republiken sehr stark. Etwa so, wie sich ein „heißer" Georgier von einem „kühlen" Letten unterscheidet…

oder Pluralismus?

Moskau, Lushniki – Handfester Meinungsstreit zwischen den Anhängern der Organisation „Pamjatj"

Aktiv und populär ist in der Hauptstadt die

Moskauer Volksfront

Sie hat einen festen Kern von etwa eineinhalbtausend Mitgliedern. Einer ihrer Organisatoren, der Historiker und Volksdeputierte Sergej Stankewitsch, wurde mittlerweile zu einem der bekanntesten jungen Politiker. Er selbst zu seiner Organisation: „Die Moskauer Volksfront entstand im Mai/Juni 1988. Es war der Versuch einer breiten Koalition aus vorher entstandenen Klubs und Gruppen verschiedener politischer Richtungen. Da gab es Umweltschützer, Gruppen zum Schutz des Verbraucherrechts, der sozialen Selbstverteidigung gegen die Willkür der Bürokratie, die Gruppe ‚Demokratische Perestroika', der besonders Mitglieder der wissenschaftlichen Intelligenz angehörten, und noch andere Schattierungen, die alle das Streben nach einer konsequenten demokratischen Reform vereinigte, sowie der Schaffung eines Gesetzes über die Vereinigung der Bürger und die wirkliche Übernahme der Macht in die Hände der Sowjets."
Wenn sich auch die Namen ähneln, die Moskauer Volksfront ist nicht mit der

Russischen Volksfront

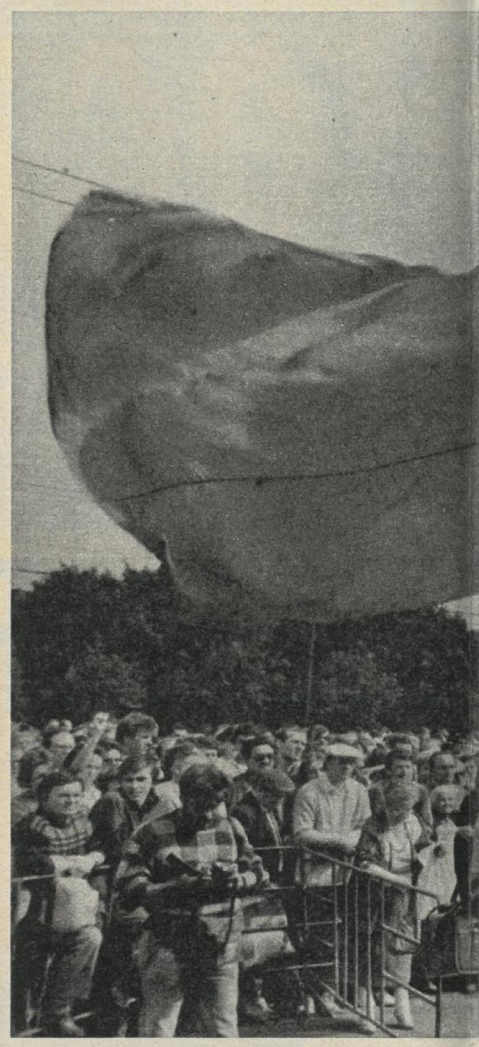
gleichzusetzen. Letztere leitet ihren Namen weniger aus der Unterstützung breiter Kreise der russischen Bevölkerung her, sondern aus dem rastlosen Bemühen ihres Führers Iwanow, der stets dort zu finden ist, wo sich im russischen Land ein Spannungsfeld bildet. Eines der Ziele seiner Agitationsreisen war Workuta, wo er den streikenden Bergarbeitern seine Ideen offenbarte. Diese unterscheiden sich nicht wesentlich von den allgemeinen demokratischen Zielen, die allerdings auch mit besonders radikalen Mitteln erreicht werden sollen. Die Anhänger der Russischen Volksfront versammeln sich unter einer der ältesten russischen Flaggen: weiß mit blauem, diagonal verlaufendem Kreuz. Unter ihr fuhr die zaristische Kriegsflotte.
Von den die Republikgrenzen übergreifenden Bewegungen ist wohl

„Memorial"

die populärste. Sie hat Abteilungen in mehreren hundert Städten der ganzen Sowjetunion. Allein die Zahl der aktiven Mitglieder beläuft sich auf viele Hunderttausend. Ihre größte Aktion der jüngeren Vergangenheit war die Menschenkette am 30. Oktober 1989 um das Gebäude des KGB an der einstigen Lubjanka anläßlich des Internationalen Tages der politischen Häftlinge. Damit gedachten sie der Opfer des Stalinschen Terrors. „Memorial" hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Geschichte der Sowjetunion aufzuarbeiten, Forschungszentren, Museen, Archive und Bibliotheken sowie Denkmäler der Opfer des Stalinismus zu schaffen. Außerdem unterstützen seine Mitglieder die Perestroika, in erster Linie den Demokratisierungsprozeß. Angefangen hatte es ganz bescheiden im November 1987. Eine kleine Gruppe von jungen Leuten forderte mit Plakaten auf dem Moskauer Boulevard Arbat die Verwirklichung des Beschlusses des XXVII. Parteitages der KPdSU über die Errichtung eines Denkmals für die Opfer der Repressionen Stalins. Es vergingen nicht mehr als 15 Minuten, da wurden sie von der Miliz aufs nächstliegende Revier gebracht. Aber schon im darauffolgenden Frühling sammelte „Memorial" öffentlich auf dem Puschkinplatz Unterschriften für ihren Appell an die XIX. Parteikonferenz. Diesmal störte niemand. Dabei ging es schon um das komplette Programm von „Memorial". Als ich damals meine Unterschrift unter dieses Papier setzte, tat ich das nicht ohne Befürchtung. Aber als Kommunist meinte ich, es sei meine Pflicht, die dunklen Kapitel in der Geschichte unseres Landes und meiner Partei aufzuhellen, auch dafür geradezustehen.
Im gesellschaftlichen Rat von „Memorial" befinden sich solch bekannte Persönlichkeiten wie der Historiker Juri Afanasjew, die Schriftsteller Bulat Okudshawa, Anatoli Rybakow, Lew Rasgon, Jewgeni Jewtuschenko. Eines der prominentesten, aufopferungsvollsten Mitglieder war Andrej Sacharow.
Unterschiedlich ist das Verhältnis der Partei und der Staatsorgane zu „Memorial". Während in Kiew, Minsk und Alma-Ata der Partei- und Staatsapparat hin und wieder seine Unzufriedenheit mit der Tätigkeit der Mitglieder von „Memorial" deutlich machte, gehören in anderen Städten – so in Tschita – das Gebietskomitee des Komsomol und sogar örtliche Leitungen des KGB zu seinen Gründern. Kein Wunder, daß „Memorial" in vielen Gebieten offiziell registriert ist, aber dafür von den Behörden anderer Landesteile – darunter Moskau – nicht anerkannt wird. Es sitzen einfach noch zu viele alte und neue Stalinisten in den Ämtern und Verwaltungen, die – das liegt in der Logik der Sache – natürlich nicht am Kampf von „Memorial" interessiert sind.
Große Aufmerksamkeit, vor allem in Moskau, finden die meist spektakulären Kundgebungen der

Demokratischen Union

(DS – Demokratitscheski Sojus). Die DS hat etwa dreitausend Mitglieder, sie bezeichnet sich öffentlich als erste oppositionelle Partei. Wohl deshalb die meist heftige, auch brutale Reaktion der Miliz auf Meetings der DS. Selbst Verhaftungen scheinen ihre Mitglieder nicht zu entmutigen. Sie spüren, daß ihr Programm, ihre Ziele von immer mehr Sowjetbürgern unterstützt werden: gewaltlose Veränderung der administrativen, bürokratischen Staatsordnung; Schaffung einer modernen Demokratie; echte Meinungsfreiheit; Abschaffung al-



Pluralismus mit nur einer Partei?

Die Sowjetunion befindet sich in einer seltsamen Lage. Dieses Land begann mit der Abkehr vom administrativen Kommandosozialismus und löste damit eine Welle von Reformprozessen in der Welt, insbesondere in Osteuropa aus. Doch wenn man die Tiefe und besonders die Geschwindigkeit der Transformationsprozesse der anderen osteuropäischen Staaten mit denen in der Sowjetunion vergleicht, so vollziehen sich die sowjetischen Reformbestrebungen langsamer.
Eine wesentliche Voraussetzung zur Entfaltung aller ökonomischen und politischen Potenzen des Landes ist die Demokratisierung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Spricht man von einem Umbau des politischen Systems, kann man die Frage nach der Existenz mehrerer Parteien nicht umgehen. Das ist doch wesentlicher Bestandteil eines Demokratieverständnisses, das im Falle der Sowjetunion Abschaffung der Uniformität des Denkens, Pluralismus und Interessenvertretung aller Klassen und Schichten, aber auch Nationen und Nationalitäten öffentlich deklariert.
Zum geschichtlichen Aspekt des bestehenden Einparteiensystems in der Sowjetunion: Es hat seinen Ausgangspunkt in den Realitäten, wie sie am Ausgang des Bürgerkrieges in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre existierten. Die Bolschewiki und ihre Opposition befanden sich während der kriegerischen Auseinandersetzungen auf der jeweils anderen Seite der Barrikaden, und die militärische Zerschlagung des Kontrahenten war gleichzustellen mit seiner politischen Auflösung. Ausgebaut wurde dieser Monismus in der Parteienlandschaft durch J. W. Stalin, der selbst politische Opponenten innerhalb der Kommunistischen Partei physisch vernichten ließ. Sicher hat die Nichtexistenz anderer Parteien und ein gänzlich fehlender Parlamentarismus die Herausbildung des administrativen Kommandosystems begünstigt. Nach über 70 Jahren Sowjetmacht kann dies nicht mehr Begründung für die Existenzberechtigung eines Einparteiensystems sein und wohl nur noch bedingt den alleinigen Führungsanspruch, den Michail Gorbatschow immer häufiger für die KPdSU erklärt, determinieren. Mit diesem Anspruch sieht sich die Partei zunehmend im Zentrum der Kritik im Lande, wie die kürzlich entfachte kontroverse Auseinandersetzung um Artikel 6 der sowjetischen Verfassung, der die Führungsrolle der KPdSU festschreibt, zeigt. Gerade Artikel 6 war Auslöser für Streikaufrufe seitens radikaler Kräfte und Grund für öffentlich ausgetragene Debatten zwischen M. Gorbatschow und dem inzwischen verstorbenen Akademiker Sacharow. Doch die KPdSU muß sich nicht nur aufgrund ihres Führungsanspruches Kritik gefallen lassen. Wachsende sozial-ökonomische Probleme, steigende Kriminalität, nationale Konflikte etc. sorgen stets wieder für Zündstoff in politischen Debatten. Nicht unwesentlich tragen das schleppende Tempo der Umgestaltung, immer neue Korruptionsskandale, in die regionale Parteifunktionäre verwickelt sind, wachsende Bürokratie und die Passivität vieler regionaler Komitees der Partei dazu ebenfalls bei. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auf dem Juni-Plenum des ZK der KPdSU festgestellt werden mußte, die Partei laufe den Prozessen der Umgestaltung hinterher und bedürfe dringendst einer radi-

Katzenjammer oder Pluralismus?

ler Privilegien. Auf ihren Meetings wehen weiß-blau-rote Fahnen – die Flagge des bürgerlich-demokratischen Rußland zwischen der Februar- und der Novemberrevolution 1917.

Nichtformelle Gruppen in der KPdSU

existieren bereits. So bildete sich in der Hauptstadt der Moskauer Parteiklub. Er tritt für die Gründung einer demokratischen Plattform innerhalb der KPdSU ein, fordert einen außerordentlichen Parteitag, Demokratisierung des innerparteilichen Lebens. Derartige Klubs gibt es in vielen Städten des Landes, und sie unterhalten gut funktionierende Verbindungen untereinander. Mitte Januar haben rund 500 Delegierte einer Sozialdemokratischen Plattform in der Partei eine grundlegende Neuorientierung der KPdSU verlangt.

Es gibt auch konservative Reaktionen auf die Demokratiebewegungen. Sie werden unter anderem von der

Vereinigten Front der Werktätigen

(OFT) ausgelöst, die mit ihrem Vorschlag, die Wahlen nach Territorial- und Betriebskreisen zu organisieren, ihre Chancen erhöhen wollte. An der Spitze dieser Front stehen die Arbeiter Romaschkin und Seredin, auch der Direktor der 2. Uhrenfabrik Samsonow – gestandene alte Funktionäre, die schon immer getreue Helfer der Administration waren. Um ihre Macht zu stärken, werben sie ihre Mitstreiter in erster Linie unter der Schicht der Leiter von Betrieben und Verwaltungen.

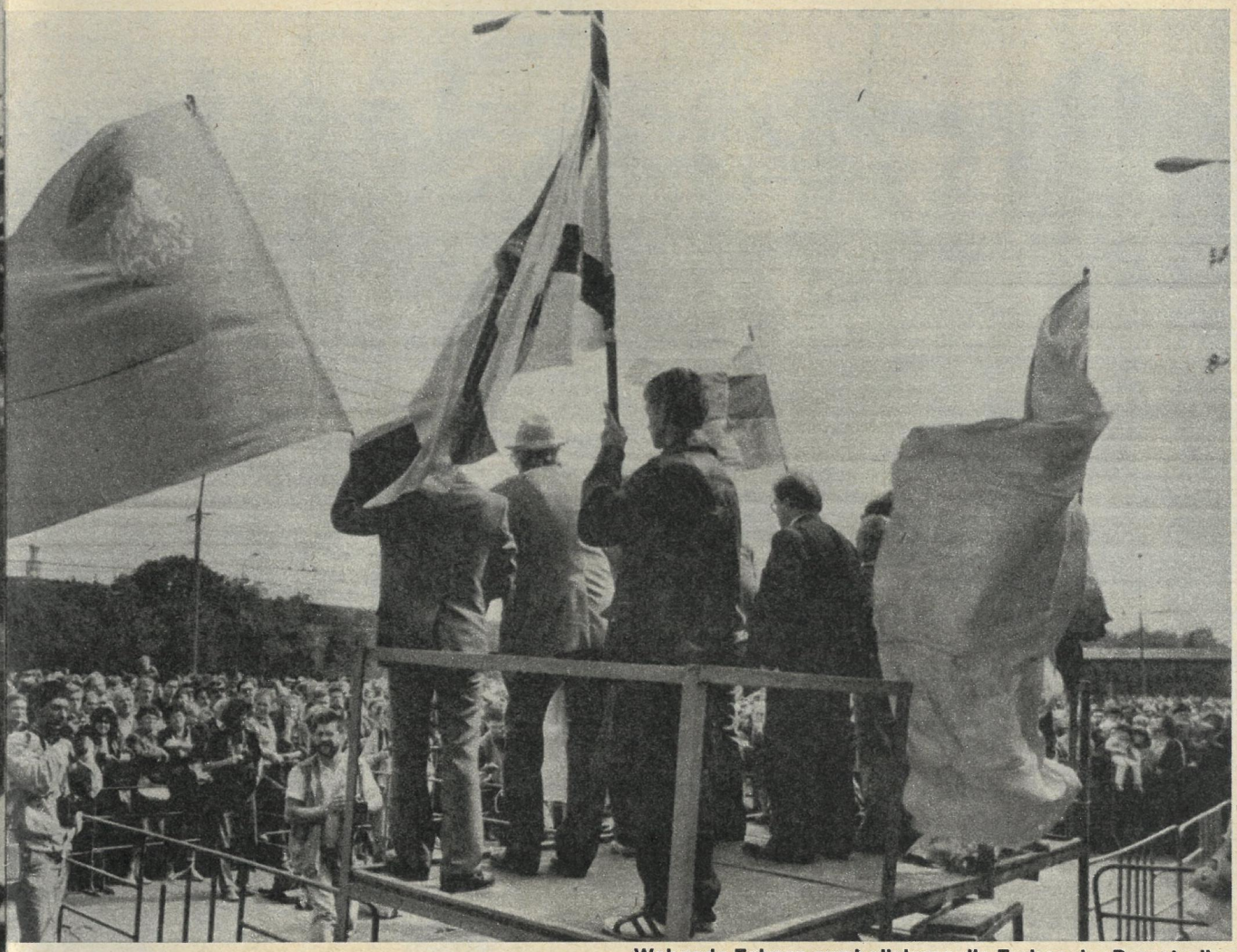
Eine besondere Farbe bringt die Organisation

„Pamjatj"

in das Spektrum des Pluralismus. „Pamjatj" ist unstet in der Zusammensetzung, teilt und vereint sich, verändert auch mal den Namen, aber ist und bleibt eine äußerst chauvinistische Gruppe mit deutlich antisemitischen Akzenten. Man kann sie ohne Übertreibungen als Erbe der berüchtigten Schwarzhundertschaften bezeichnen. Leider werden ihre Veranstaltungen von offizieller Seite kaum eingeschränkt, selbst wenn sie, wie erst kürzlich, auf dem Roten Platz vor der Basilius-Kathedrale, zu einer regelrechten Prügelei ausarten. Die meisten Moskauer sehen jedenfalls mißtrauisch auf die Schwarzhemden mit dem Zeichen von Georg dem Siegreichen neben dem Stalin-Sticker.

Diese unvollständige Übersicht deutet schon an, in welcher Vielfalt, in wieviel Farben sich das politische Leben der heutigen Sowjetunion bewegt. Und ich denke, egal ob es gefällt oder nicht, damit ist der Weg zu einem Mehrparteiensystem vorgezeichnet. Das zeigt auch die Meinungsvielfalt, die Vielfalt der Konzepte, die von den Delegierten des 2. Volksdeputierten-Kongresses Ende 1989 zum Ausdruck gebracht wurden. Zur Lackmusprobe werden auf jeden Fall die Wahlen im Frühjahr. Sie werden zeigen, wem das Volk folgen wird.

Michail Karpow, Moskau



Wehende Fahnen symbolisieren die Farben der Perestroika

Fotos: Dmitri Borko

kalen Erneuerung. Zur Aktivierung der Partei wird z. Z. ein neues Statut erarbeitet, das Entscheidungsbefugnisse und Verantwortung an die unteren Ebenen der Partei binden soll, um die Grundorganisationen aus ihrer allgemeinen Passivität herauszuholen und örtliche Fragen schneller und effektiver lösen zu können. Auch in der Kaderpolitik soll Kompetenz oberstes Gebot sein und nicht formalistische Anforderungen, wie sie bisher in Fragebögen abverlangt wurden. Radikal muß sich auch der Bildungsstand und die Fähigkeit zum selbständigen Denken und Handeln erhöhen.

Wie sieht die Lage nach über vier Jahren Umbau des politischen Systems aus? Neben der Änderung des Wahlsystems und der Installierung eines völlig neuen parlamentarischen Apparates haben sich Partei und Massenorganisationen nicht bzw. nur teilweise verändert. Bedingt durch die explosionsartige Aktivierung des gesellschaftlichen Lebens im Lande – die unzähligen „nichtformellen" Vereinigungen, Bürgerkomitees und Organisationen mit unterschiedlichen Zielsetzungen und differenziertem Organisationsgrad. Vertreter dieser Gruppierungen werden bei Wahlen geduldet, wodurch es zu strukturellen Politisierungsprozessen außerhalb der KPdSU kommt. Die zunehmende Vielfalt der politischen Aktivität im Lande und die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des Umgestaltungsprozesses spiegeln sich in zunehmendem Maße auch innerhalb der KPdSU wider. Wie kann es auch anders in einer Partei sein, die sowohl die Kräfte des neuen, als auch des alten Kurses in sich vereint? Erkennbar sind im wesentlichen drei Strömungen, die sich in verschiedenen Fragen in weitere Plattformen aufgliedern. Die erste umfaßt Kreise, denen die Umgestaltung viel zu langsam und inkonsequent vonstatten geht. Diese Strömung wird durch Boris Jelzin mitgetragen. Die zweite Strömung unterstützt den Kurs der besonnenen und schrittweisen Umgestaltung unter der derzeitigen Partei- und Staatsführung. Vertreter der dritten Strömung verweisen auf die „guten alten Zeiten", zu denen sie am liebsten zurückkehren wollten. Diese sind am wenigsten offensichtlich, aber zahlenmäßig nicht zu unterschätzen. Das Kräfteverhältnis innerhalb der Partei wird den Fortgang der Umgestaltung wesentlich beeinflussen.

Wenn man nun ins Kalkül zieht, daß sich die KPdSU selbst im Umgestaltungsprozeß befindet und die Aktivierung des politischen Lebens extremistische und separatistische Kräfte nur bedingt ausschließen kann, so ist die Gefahr einer Destabilisierung der Situation im Lande sehr groß, was nicht ohne Auswirkungen auf die internationale Lage,bleiben würde.

Als Folge des bestehenden Einparteiensystems ist die KPdSU jedoch die einzige reale politische Kraft, welche die Umgestaltung derzeit erfolgreich realisieren kann. Nur sie verfügt über eine ausreichend große Mitgliederzahl und einen Wissenschaftsapparat, die eine gesunde Entwicklung garantieren können. Das bedeutet auf keinen Fall eine Geringschätzung der anderen Kräfte, mit denen die KPdSU unbedingt zusammenarbeiten sollte und von denen diese Partei Denkanstöße annehmen kann. Das Leben hat schon mehrfach bewiesen, nur eine kollektive Meinung, gefaßt in einem Meinungsstreit, ist konsenzfähig und wirkt daher stabilisierend. Mehr Markt in der Ökonomie bedingt mehr Vielfalt in der Politik, auch wenn nur eine der Kräfte führende Positionen dank ihres Potentials einnimmt.

Ullrich Umann

Die Luftwaffe wurde in den ersten Kriegswochen zu einer Achillesferse der Verteidigung. Eine Ursache war die aus Wunschbildern bestehende Sicherheitspolitik Stalins gegenüber Hitlerdeutschland.

Stalin - Legende

Diplomatie bedeutete für Stalin die Suche nach solchen Lösungen, auch Kompromissen, welche die günstigsten waren für die äußeren Bedingungen zur Verwirklichung seiner auf dem letzten Parteitag verkündeten grandiosen Pläne. Er orientierte das Land darauf, die entwickelten kapitalistischen Länder wirtschaftlich einzuholen und zu überholen! Das war leicht gesagt. Dafür brauchte man Zeit, brauchte man Frieden. Er mußte gesichert werden, um jeden Preis! Verbindungen und Beziehungen waren so zu sondieren und zu balancieren, daß es möglich wurde, die UdSSR vor einem Krieg zu bewahren. Klassische Formen und Methoden der Diplomatie liebte Stalin nicht: Besuche, Kongresse, internationale Konferenzen, Gipfeltreffen... Er bevorzugte den vertraulichen Briefwechsel, Sondermissionen bevollmächtigter Vertreter, Verhandlungen im engen Kreis. Die unmittelbare persönliche Teilnahme dagegen hielt er nur im äußersten Fall für erforderlich, um dieser oder jener Zusammenkunft besondere Wichtigkeit zu verleihen. Mit der Diplomatie als Mittel zur Verwirklichung der Außenpolitik eines Staates sollte sich nach Meinung Stalins nur ein sehr enger Personenkreis befassen. Die Apparate des Volkskommissariats für Äußere und für Innere Angelegenheiten sollten ihn, Stalin, mit den notwendigen Informationen und dem Wissen über die reale Situation, die verborgenen Triebkräfte und Tendenzen bei der Entscheidungsfindung versorgen. Stalin schätzte sehr die Geheimdiplomatie. Keine Rede mehr davon, daß im ersten Dekret des Sowjetstaates, im Dekret über den Frieden, die Geheimdiplomatie verurteilt worden war und die sowjetische Regierung von Dezember 1917 bis Februar 1918 in der „Prawda“ und

Teil 5

Der geschockte Diktator

von Dmitri Wolkogonow

und Wirklichkeit

„Iswestija“ über 100 Geheimdokumente aus dem Archiv des ehemaligen Außenministeriums veröffentlicht hatte.

In den letzten beiden Monaten vor dem Krieg erhielt Stalin eine Reihe verschiedenster Informationen über unmittelbare Vorbereitungen Deutschlands auf einen Angriff gegen die Sowjetunion. Die Warnungen kamen von der Aufklärung, von Diplomaten und Freunden der Sowjetunion. Es gingen auch Hinweise von den Regierungen der USA und Englands ein. Churchill, der Premierminister geworden war, schickte im April 1941 eine Sonderbotschaft, in der von großen Truppenbewegungen der deutschen Wehrmacht im Osten die Rede war. Doch da Stalin glaubte, daß der britische Premier ihn nur gegen Hitler aufbringen wollte, setzte er sich ganz einfach darüber hinweg.

Welches waren die charakteristischen Fehler der politischen Führung, in erster Linie Stalins, am Vorabend des Krieges? Worin äußerten sie sich?

Meiner Meinung nach war vor allem der Abschluß des „Grenz- und Freundschaftsvertrages“[1] zwischen der UdSSR und Deutschland am 28. September 1939 der größte Fehler. Bei der Unterzeichnung des Nichtangriffspakts einen Monat zuvor, ein offensichtlich erzwungener und historisch gerechtfertigter Schritt (ohne das geheime Zusatzprotokoll), hätte man stehenbleiben müssen. Es zeigte sich, daß Stalin in seiner Zielstellung, die UdSSR vor einem Krieg zu bewahren, sehr weit gegangen war. Man darf auch

Fortsetzung Seite 42

1) Der Vertrag legte die östliche Grenze für den Vormarsch der deutschen Truppen auf polnischem Territorium fest, etwa entlang dem Verlauf der Flüsse Narew, Bug und San. Diese Linie markierte den Beginn des im Vertrag fixierten sowjetischen Interessenbereichs.

FREIE WELT Tourismus

Die Freiheit der Meere – nun haben wir sie! Aber was anfangen mit der großen Sehnsucht nach der weiten Ferne?

Den sattsam bekannten Zulassungsschein „PM 18“, der beim Auslaufen in die freie See wie eine Ausreiseerlaubnis vorgewiesen werden mußte, mit dem man (maß-)regelte, wer auf die Ostsee durfte und wer nicht –, dergleichen Beschränkungen gibt es nicht mehr. Jedoch steht auch heute noch für so manchen eine Barriere vor dem maritimen Abenteuer, eine objektive. Zwar braucht man nicht gleich das Patent auf „Große Fahrt“ zum Seesegeln oder Bootsführen in den Küstengewässern vorzuweisen, aber geprüfte Kenntnisse in Theorie und Praxis werden jedem abverlangt, wer gern den Käpt'n spielen möchte.

In Greifswald-Wiek, an Bord des flotten Segelschulschiffes „Wilhelm Pieck“, das zur Zeit noch im tiefen Winterschlaf vertäut am Kai liegt, erfahre ich aus erster Hand: Es tun sich ungeahnte Möglichkeiten auf! Denn auch an der GST-Marineschule „August Lütgens“ wirken Reformer. Helmut Stolle, dienstältester Kapitän des einzigen Segelschulschiffes der DDR, und die Stammbesatzung gehören zu ihnen. Vor zwei Wochen noch bat man mich um pressewirksamen Flankenschutz, um sich mit neuen Ideen gegen einige träge Apparatschiks in der GST-Zentrale durchzusetzen. Doch bevor wir die Zeilen drucken konnten, war schon alles klar. Eine erfreuliche Nachricht!

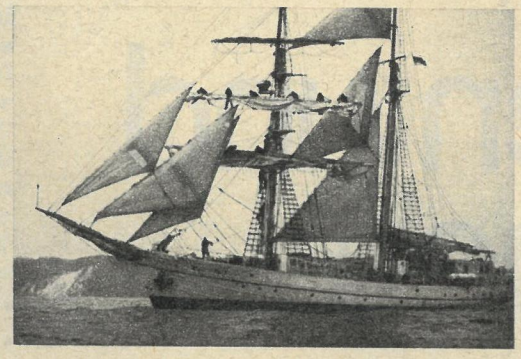
Aus den Reportagen von FREIE WELT wissen unsere Leser, daß die Schonerbrigg mit ihren über 500 Quadratmetern Segelfläche dem ersten Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, dereinst zum Geschenk gemacht worden war. „Willem“ übereignete sie postwendend der Jugend zu Nutz und Frommen. Doch im Laufe der Jahrzehnte entwickelte sich das Schulschiff vor-

Ein halbes Leben unter Segeln: Kapitän Helmut Stolle

rangig zur militär-maritimen Kaderschmiede. „Wir“, so Kapitän Stolle zu FREIE WELT, „sind auch künftig dafür, seefahrerischen Berufsnachwuchs auszubilden. Aber das Schiff soll nun wirklich wieder der ganzen Jugend gehören!“ Und offiziell ist zu verkünden: Die „Wilhelm Pieck“ sticht am 24. April 1990 das erste Mal zu einer „öffentlichen“ Kreuzfahrt in See. Jeder Segelsportbegeisterte kann sich dafür bewerben. Der erste Törn soll acht Tage dauern. Ostseehäfen verschiedener Länder werden angelaufen. Was das pro Teilnehmer genau kosten soll, war noch nicht zu erfahren. Vor dem Auslaufen müssen sich die „Kursanten“ drei Tage an der Marineschule „auf dem Trockenen“ fit machen: – das Entern zu den Rahen an den 28 Meter hohen Masten und Segel setzen üben, theoretisch begreifen lernen, wie man „gegen“ den Wind ankommt, und vieles andere mehr. Ich, über Jahrzehnte „erprobter“ Binnensegler, gerade ob solcher Informationen natürlich aus dem Häuschen, bin zugleich aber auch skeptisch: „Nur drei Tage Vorbereitung?“ Der Kapitän ist zuversichtlich: „Wir haben da so unsere Erfahrungswerte. Das haut schon hin.“ Auch zahlenden Touristen aus dem In- und Ausland sollen die 35 Hängematten in Aussicht gestellt werden. Besonders attraktiv: In Wiek finden demnächst Kurse statt, die die Teilnehmer befähigen, selbst eine Yacht auf hoher See zu führen. Der Berechtigungsschein (inklusive 30 Stunden seglerische Praxis) kann hier erworben wer-

den. Da kommt Freude auf! Dennoch sollte keiner, der jetzt Lust zum Hochseesegeln bekommt, diese Worte des Kapitäns Stolle überlesen: „Mut, Kraft, Ausdauer und Kameradschaft waren und bleiben wichtige Eigenschaften auf See. Nicht jeder ist Rasmus gewachsen." Ein Blick auf die Fotos von Lothar Willmann (links: bei Windstärke 9) genügt vielleicht…
Die Freiheit der Meere? Natürlich, die neue Zeit, die Zeit des Aufbruchs eröffnet erfreuliche Perspektiven auf See. Aber, es durchfurchen auch immer noch todbringende Festungen die Ozeane, und Vernichtungspotentiale bewachen sich gegenseitig bei Tag und Nacht, über und unter Wasser. Erst wenn Bush und Gorbatschow Flugzeugträger zu schwimmenden Touristenhotels umwandeln, auf deren Decks unter Lichterketten junge Leute in lauer Nacht im Mittelmeer Lambada tanzen, erst dann wird „La Paloma" wirklich wahr… Auf diesem Weg setzen die Reformer in Greifswald hoffnungsvolle Zeichen. Der alten, jungen „Wilhelm Pieck" allzeit gute Fahrt!

Fotos: L. Willmann (3), U. Völkner



La Paloma

Überraschungen aus Wiek bei Greifswald brachte FW-Reporter Volker Hempel mit

Pasternak-Porträt von J. P. Annenkow, 1921

Zwischen Tritten und Triumphen

Im Westen gefeiert, von den verschiedensten Autoritäten im Kreml einst verdammt: Nobelpreisträger Boris Pasternak, geboren am 10. Februar 1890. Günter Egemann (Text) und Valeri Gende-Rote (Bild) besuchten Pasternaks Sohn Jewgeni in Moskau, Haus und Grab des Dichters in Peredelkino und die erste sowjetische Pasternak-Gedenkausstellung.

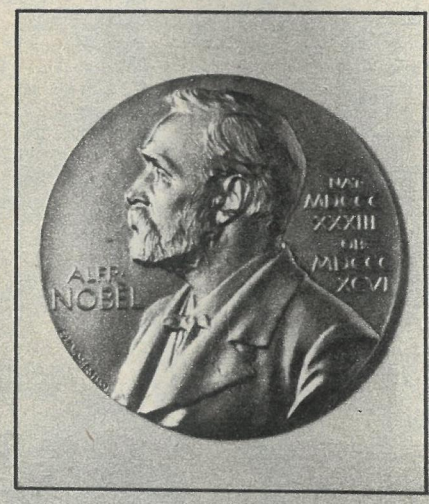
Während ihn die literarische Welt am 23. Oktober 1958 mit dem Nobelpreis krönt, findet in der Sowjetunion vier Tage später die wütende, diesmal massivste Kampagne gegen Boris Pasternak ihre Krönung mit dem Ausschluß aus dem Schriftstellerverband, wegen „Verrats am sowjetischen Volk". Das sich überschlagende Rufmordszenario, gegen das der indische Regierungschef und Präsident der indischen Akademie für Literatur, Pandit Nehru, bei Chruschtschow interveniert, zeitigt jahrzehntelange Wirkung:
„Pasternak bestätigt mit seinem ganzen Geschreibsel, daß er in unserem, vom Aufbaupathos einer lichten, kommunistischen Gesellschaft erfüllten Land nichts anderes ist als Unkraut." So endet ein Artikel von Sasslawski, der die Kampagne eröffnete. Willfährige Schreiberlinge titulierten Pasternak einen „bösen Philister, der das Volk haßt", einen „Brandstifter des kalten Krieges". Oder das Plakat einer „spontanen" Studentendemonstration: „Judas – raus aus der Sowjetunion".
Doch der Moskauer Dichter jüdischer Herkunft blieb. Ohne seine Familie und tapferen Freunde, ohne seine naturverbundene Zurückgezogenheit in der Künstlersiedlung Peredelkino vor den Toren der Stadt wäre er zugrunde gegangen. Er lebte in zweiter Ehe mit Sinaida Neuhaus, die für zwei Söhne aus ihrer früheren Verbindung und für den gemeinsamen Sohn Leonid sorgte. Aus Pasternaks erster und geschiedener Ehe mit einer Malerin entstammt sein Sohn Jewgeni, unser Gesprächspartner.
In seinem feinnervigen, dabei unerschrocken-festen Gesicht hält der Ingenieur Jewgeni Borissowitsch sogar optisch dem Vater die Treue. Jewgeni ist mehrsprachig, wir unterhalten uns deutsch. Es hätte mich nicht verblüfft, wenn er jetzt auch noch berlinert hätte wie sein Vater (der deutschsprachig aufwuchs, dessen erste Auslandsreise ins kaiserliche Berlin führte und

der später ein Jahr lang neukantianische Philosophie in Marburg studierte). Und wie der Vater, der Beinahe-Musiker und Freund Skrjabins, spielt auch Jewgeni Klavier. Der Flügel in Reichweite eine Raumdominante; ebenso die ererbten Aquarelle an der Wand als künstlerische Präsenz seiner Mutter. Unübersehbar bei Betreten der Wohnung in der Puschkinskaja – die Koffer. Sie mußten in Peredelkino gepackt werden, laut Gerichtsurteil und unter Aufsicht der Polizei. Vierundzwanzig Jahre nach dem Tod des Vaters. Der Schriftstellerverband brauchte Platz für heurige Literaturprominenz. Zum Glück besann man sich eines Besseren: In diesem Jahr endlich wird Pasternaks Landhaus literarisches Museum, geleitet von der Frau seines verstorbenen Sohnes Leonid.

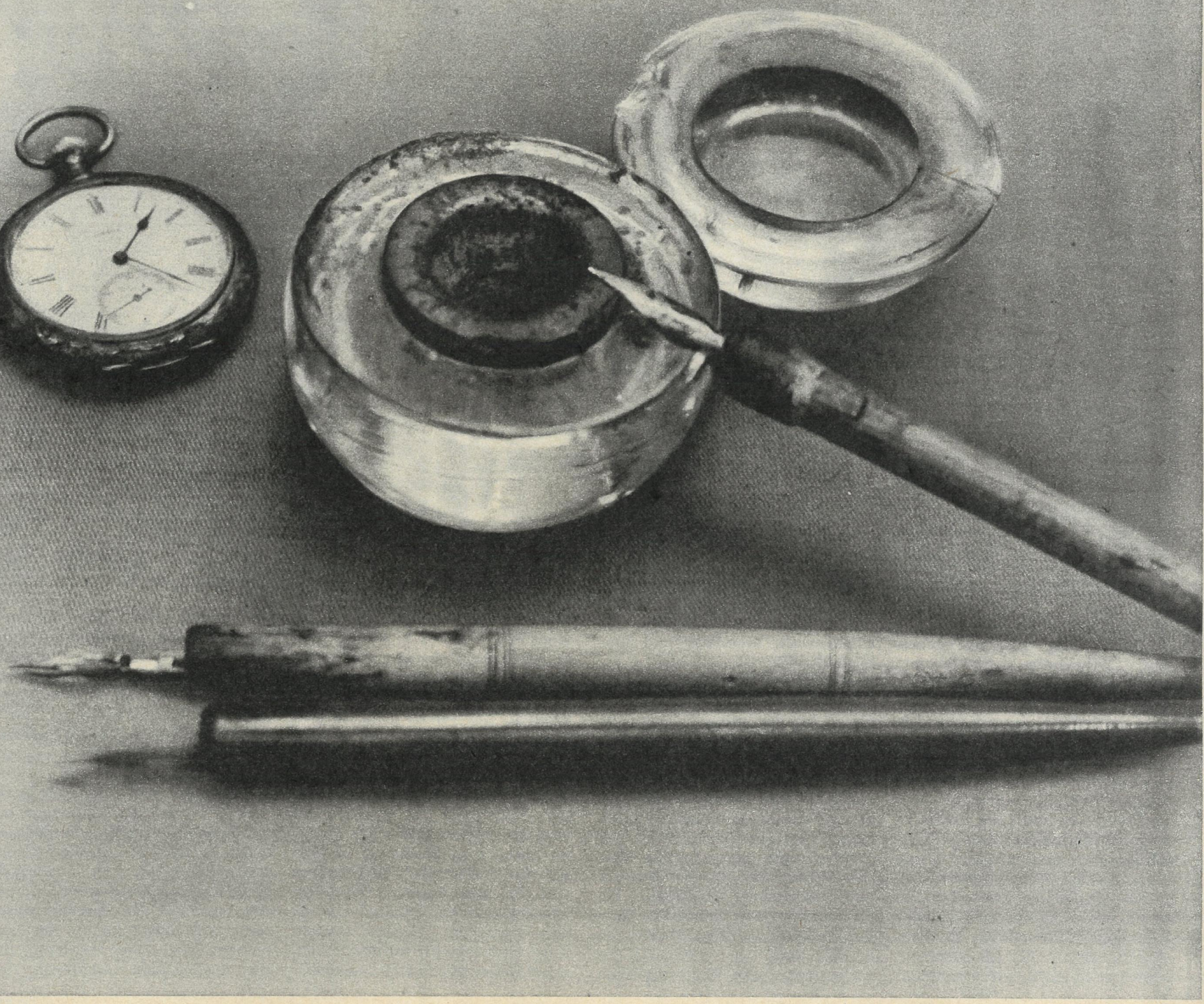
Als wir das winterliche Haus besuchten, wenige Wochen vor Pasternaks Geburtstag, stand es noch leer. Ein Museumshelfer öffnete nur zögerlich. Als wir bereits zurückfahren wollten, rutscht auf vereistem Pfad jene künftige Direktorin vorbei, eine Frau von zurückhaltender Freundlichkeit, die endlich mitzubestimmen hat. Ein paar Auskünfte im Stehen; Frost und nackter Fußboden verhindern ein längeres Gespräch. Die kalten Holzwände der einstigen Arbeitsstätte Pasternaks lassen an einen Sarkophag denken. Vor Kälte und Verderbnis werden Pasternaks Handschriften durch Jewgenis Koffer geschützt.

Jewgeni Pasternak ist seit Jahrzehnten kompetenter Sachwalter des künstlerischen Nachlasses. Eine von ihm verfaßte Lebensbeschreibung seines Vaters wird für dieses Jahr vom Verlag „Sowjetski pissatel" angekündigt. Spät, doch immerhin…

Aus dem Nebel des Anonymen war



Nobelpreismedaille und Schreibgerät des Dichters



Boris Pasternak 1914 getreten mit seinem ersten Gedichtbändchen „Der Zwilling in den Wolken". Seine pantheistisch-fromme Naturverbundenheit führte ihn jedoch nicht auf den Weg eines dichtenden Landschaftsmalers. Seine feinsinnigen Beobachtungen zielen auf Sprachkompositionen von philosophischer Tiefe. Als taufrischer Lyriker erregte er sofort die Hochachtung von Marina Zwetajewa, Ossip Mandelstam und Rainer Maria Rilke. Anders als Majakowski, der Formzertrümmerer, hielt sich Pasternak an die klassische Tradition, ohne bei der Revolution 1917 abseits zu stehen. Als sie ausbrach, verließ er in einem Pferdeschlitten die Kama-Berge (wo er in einem Chemiewerk arbeitete) und fuhr nach Moskau.

Pasternak verstand streng zu differenzieren zwischen moralischem Recht und der brutalen Gewalt revolutionärer Vorgänge. Während sich Vertreter des Proletkults gegen ihn formierten, würdigte ihn Altbolschewist Bucharin auf dem ersten Schriftstellerkongreß 1934 in einem Vortrag über Poesie als größten sowjetischen Lyriker. Spätere Erfahrungen mit dem Stalinismus übertrafen Pasternaks Befürchtungen und ließen Dichtungen reifen, „die vom Geiste des Evangeliums, von einer stoischen Einsamkeit und von tragischer Weisheit durchdrungen sind" (Lew Kopelew).

Gegen Nobelpreisträger hatten die damaligen Offiziellen der Sowjetunion im allgemeinen nichts einzuwenden. Zur selben Zeit, da sich Pasternak gezwungen sieht, den Preis auszuschlagen, um die angedrohte Ausbürgerung abzuwenden, „dürfen" drei sowjetische Physiker den Nobelpreis für Wissenschaft entgegennehmen; mit allem Prunk im Rathaus zu Stockholm im Beisein des sowjetischen Botschafters und mit einem Empfang durch das schwedische Königshaus. Für einen doppelten Triumph sowjetischer Geisteskultur wurde ideologischer Beton jedoch zum Senkblei.

Die poststalinistischen Doktrinenwächter unter Kulturminister Michailow, dem Verbandsvorsitzenden Surkow, ZK-Sekretär Polikarpow und Staatssicherheitschef Semitschastni hatten sich an Pasternaks Hauptwerk, dem 1957 im Westen veröffentlichten Romen „Doktor Shiwago", festgebissen, wogegen dem Laureaten der Nobelpreis laut Motivierungstext „für seine beachtlichen Beiträge zur zeitgenössischen Poesie wie für seine Leistungen auf dem Gebiet der russischen Erzähltradition" zugesprochen worden war. Auf der Kandidatenliste hatte Pasternak bereits 1946 gestanden. Mit seinem Spürsinn für die „geheimsten Regungen der

menschlichen Seele“ war er nach dem Urteil des Slawisten Anton Karlgren nur mit westlichen Erneuerern wie Marcel Proust zu vergleichen.

Was eigentlich sollte das Ketzerische sein an dieser mit „autobiographischer Hefe“ angerührten Lebensgeschichte des Arztes und wahrheitssuchenden Gedichteschreibers Juri Shiwago, dargestellt vor der Kulisse von Jahrhundertwende, erstem Weltkrieg, Oktoberrevolution und Bürgerkrieg? Vielleicht, daß sich der tragische Held eine poetische, distanziert-beobachtende Haltung zu den politischen Ereignissen bewahrt, was ihn nicht vor quälend konfrontativen Situationen schützt. Geschichte betrachtet Shiwago als Organismus, aufblühend und verfallend, dem man gelegentlich chirurgisch zu Leibe rückt. Den Gedanken Tolstois, daß Geschichte nicht von einzelnen Persönlichkeiten gemacht wird, denkt er zu Ende:

„Niemand macht Geschichte; man kann sie nicht sehen, wie man nicht sehen kann, wie Gras wächst... Revolutionen werden von Aktivisten, von einstigen Fanatikern, von Genies der Selbstbeschränkung gemacht. In wenigen Stunden oder Tagen stürzen sie die alte Ordnung. Die Umwandlungen dauern Wochen, viele – auch Jahre; dann aber beugen sie sich jahrzehntelang dem Geiste der Borniertheit und Mittelmäßigkeit, als wäre dies eine heilige Verpflichtung.“

Die Titelfigur Juri Shiwago stirbt nicht zufällig im Jahre 1929. Die Revolution beginnt in repressivem Bürokratismus zu erstarren. Pasternak benennt Symptome dieser Entwicklung. Davon die wichtigsten: Verlust des Glaubens an den Wert der eigenen Meinung, Tyrannei der Phrase. So konnte nur die „Stimme des offiziell verurteilten Irrtums“ sprechen. Sie durfte nicht laut werden. Doch Pasternak hat sich seine Meinung weder verbieten noch abkaufen lassen. Selbst 1930 nicht, als mit dem Selbstmord Majakowskis der Posten des „ersten Poeten“ vakant wird. „Opfert nicht das Gesicht, der Stellung wegen“, forderte er öffentlich von seinen Kollegen. Für in Gefahr geratene Freunde setzt er sich mutig ein; 1934 beispielsweise für die Freilassung von Mandelstam. Sein Engagement bringt ihm einen persönlichen Anruf Stalins ein. Vielleicht war es paradoxerweise gerade Pasternaks Furchtlosigkeit, die ihn vor tödlichem Zugriff schützte.

In einem Brief an seine Schwester beklagt er sich 1936 über jene „absolut verstopften Nullen, die infolge ihrer eigenen Talentlosigkeit und Armut ihrer geistigen Ressourcen gezwungen sind, widerspruchslose und zitternde Hörigkeit als Stil und Geist der Epoche anzusehen“.

Den Plan zu einem wahrhaftigen Epochenroman, der lyrische Grundhaltung und Prosatechnik zusammenführt, zugleich abgebrochene Versuche auffängt, verfolgte Pasternak schon zu Beginn der dreißiger Jahre. Doch erst 1945 setzt er in Reinschrift das erste Kapitel des „Doktor Shiwago“ aufs Papier.

Die Zeit des Krieges, die Pasternak ohne Uniform durchlebte, aufgrund einer Beinverletzung aus seiner Jugend, wirkte trotz ihrer Tragik „wie ein Sturm der Läuterung und Befreiung“; die das Volk einende äußere Bedrohung ließ auf eine endgültige Beendigung des inneren Stalinschen Terrors hoffen.

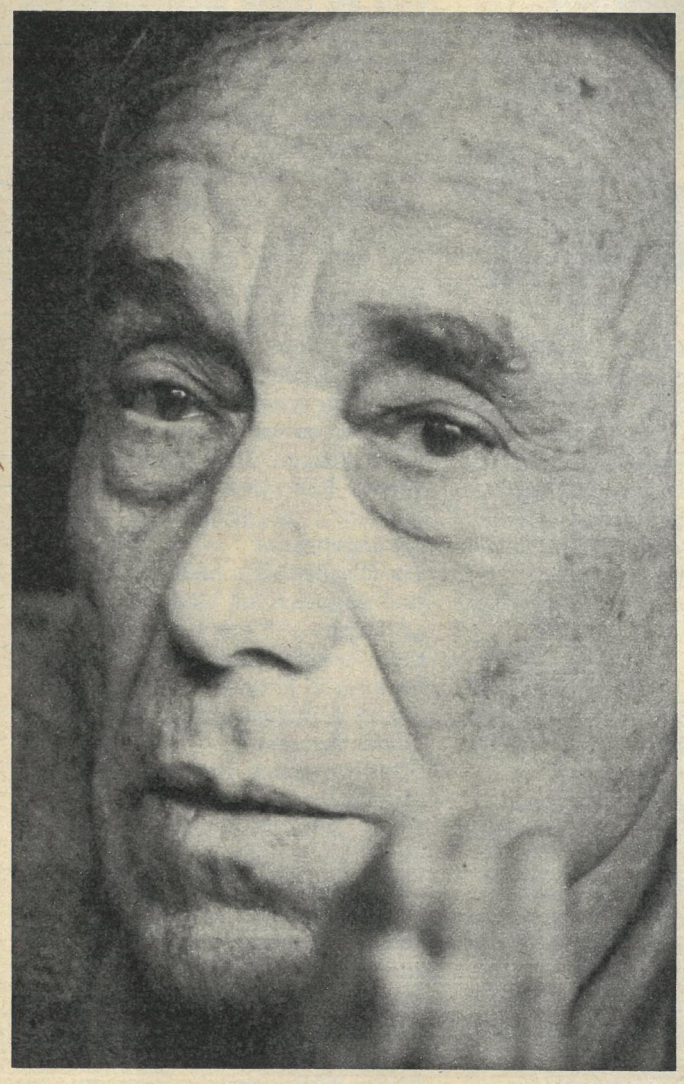
Pasternak, unumstritten auch bester Shakespeare-Übersetzer seiner Heimat, nahm sich Anfang 1946 „Hamlet“ vor. Ob „Hamlet“ als Symbol für Selbstlosigkeit, „Macbeth“ als Verkörperung des blutbefleckten Machtpolitikers oder „König Lear“ als Anspielung auf verlorene Illusionen – Stalin verbannte Ende der vierziger Jahre den „hochexplosiven“ Shakespeare mehrfach von der Bühne. „Hamlet“ heißt denn auch Shiwagos erstes Gedicht einer Sammlung, die den letzten Teil des Romans bildet.

Mehr als die Übersetzungen der Hamlet-, Faust- und Gretchentragödien – Pasternaks Brotarbeit – lähmten ihn jedoch perfide Schicksalsschläge. Um Pasternak in die Knie zu zwingen, wird im Oktober 1949 seine geliebte Mitstreiterin Olga Iwinskaja verhaftet. Sie erleidet infolge der Haftbedingungen eine Fehlgeburt. Danach Verbannung, bis zum Tod Stalins 1953. Olga Iwinskaja blieb für Pasternak ein Anker im russischen Boden. Sie ist das lebende Vorbild für die Figur der Larissa, der Geliebten des Dr. Shiwago.

Nach überstandenem Herzinfarkt 1952 nimmt der Autor die Arbeit am Roman wieder auf. Am 10. Dezember 1955 ist sie abgeschlossen. Mit der Veröffentlichung dieses an seine Freunde gerichteten „langen, großen Briefes in Büchern“ rechnet er nicht. Vergeblich hatte er seit 1954 versucht, ihn in seiner Heimat herauszubringen. Durch einen Mitarbeiter des italienischen Rundfunks in Moskau gelangt ein unkorrigierter Manuskriptdurchschlag in die Hände des Verlegers Feltrinelli in Milano. So erschien die Erstveröffentlichung 1957 auf italienisch. Damit bricht ein wahrer Übersetzungsboom los. Als Raubdruck kommt in Holland im gleichen Jahr die erste Ausgabe in russischer Sprache heraus.

In der Sowjetunion erscheint das Werk erst 1988 in „Nowy mir“ als authentische Fassung nach korrigierten Maschinendurchschlägen aus dem Pasternak-Archiv. Kann es trösten, daß „Shiwago“ in den letzten beiden Jahren annähernd zwei Millionen Mal in Form verschiedener Ausgaben „heimkehrte“, nachdem ihm die zeitgenössische Wirkung über dreißig Jahre geraubt wurde?

★



Boris Pasternak starb am 30. Mai 1960 an Lungenkrebs. Über dreitausend Menschen kamen nach Peredelkino. Den Sarg trugen: vorne links Sohn Jewgeni (Gesprächspartner für FREIE WELT – Foto rechts), vorne rechts die Neuhaus-Söhne, hinten Lew Kopelew.

Aus dem Tresor des Puschkin-Museums wird eigens für uns die Nobelpreismedaille herausgenommen. Jewgeni Pasternak nahm sie am 9. Dezember 1989 in Stockholm entgegen. Das mit ihr verbundene Honorar ist verfallen. Doch ihren eigentlichen Wert hat die Medaille als Zeugnis bleibender Ehre für die künstlerische und moralische Integrität ihres Trägers. Und für seine Heimat als Symbol eines unruhigen Gewissens.

Zusatzfoto: Archiv

Der Sohn – ein hartgesottener Gewalttäter? Der „Stellvertretende Chefingenieur eines größeren Bauunternehmens" Justus Puustusmaa aus Tallinn findet trotz zermürbenden Grübelns und umtriebiger Recherchen keine Erklärung für die grausige Tat, in deren Ergebnis ein alter Mann an den Folgen eines Gehirntraumas verstirbt. Hatte sein geliebter Vahur nicht alles, was er brauchte, auf Silbertabletts dargereicht bekommen? Hatte man nicht alles an Lebenslügen aufgebracht, was nötig war, die kleine heile Familienwelt vor den kalten Winden der Realität zu bewahren?
Psychologisch genau gezeichnet bringt Raimond Kaugver in seinem demnächst bei Volk und Welt erscheinenden Roman „Was heißt hier schuldig?" ein Sittengemälde des Estlands der achtziger Jahre.

Raimond Kaugver

Aber?

Vor einiger Zeit hatte ich eine völlig unerwartete und zugleich erschütternde Begegnung. Ich saß im Betrieb an meinem Schreibtisch und war in ein Projekt vertieft, das man mir zur Durchsicht gegeben hatte, ich fluchte auf die Kollegen, die die fehlerhaften Unterlagen hatten weiterreichen wollen. Das Telefon klingelte, automatisch hob ich ab.
„Puustusmaa."
Am anderen Ende herrschte Schweigen, ich vermutete ein „Falsch verbunden" oder einen Defekt in der Leitung.
„Hallo! Hallo! Hier Puustusmaa!"
Jetzt meldete sich jemand, eine fremde junge Frau.
„Sie sind Herr Puustusmaa?"
„Ja."
„Hier spricht Ester Roogna."
Der Name sagte mir nichts.
„Bitte?"
„Ich möchte mich mit Ihnen treffen."
„In welcher Angelegenheit?"
Am anderen Ende herrschte wieder Schweigen.
„Hallo! Sind Sie noch da?"
„Ja. Ich... ich möchte darüber nicht am Telefon sprechen."
„Dann kommen Sie zu mir. In die Bauleitung. Dritte Etage, Zimmer sechsunddreißig."
„Ich möchte mit Ihnen unter vier Augen sprechen."
Die Sache begann mich zu interessieren. Was hatte eine wildfremde junge Frau mit mir unter vier Augen zu besprechen? „Ach so. Dann machen Sie einen Vorschlag, wo wir uns treffen könnten."
„Wann haben Sie Dienstschluß?"
„Gegen siebzehn Uhr. Vielleicht auch ein bißchen früher."
„Dann würde ich Sie bitten, zur Endhaltestelle der Straßenbahn nach Kadriorg zu kommen. Ich erwarte Sie dort. Ich habe einen roten Overall an. Ich wohne übrigens im Internat, sonst hätte ich Sie zu mir eingeladen."
Die Sache wurde immer spannender. Was für ein Internat? Worum ging es überhaupt?
„Gut. Paßt es Ihnen um halb fünf?"
„Ja, sicher."
„Dann erwarte ich Sie. Pünktlich. Auf Wiederhören."
Ich legte auf. Was war das nur für eine seltsame Einladung? Gegen Viertel nach vier rief ich Leaanika an und sagte ihr, daß ich etwas länger bliebe, ich hätte noch eine Besprechung im Ministerium. Geduldig ließ ich den üblichen Satz, ich solle um Gottes willen ja nicht zu lange bleiben, über mich ergehen, stand auf und machte mich auf den Weg.
Zur Arbeit fuhr ich so gut wie nie mit dem Auto, und so mußte ich jetzt wohl oder übel mit der Straßenbahn bis zu dieser Endhaltestelle fahren.
Ich kam zwei Minuten vor halb fünf an, sah aus dem Wagenfenster und erkannte sie sofort. Sie stand neben dem Zeitungskiosk und blickte herüber, sie hatte wahrhaftig einen roten Overall an, leuchtend rot, so wie ihn nur ganz junge Leute tragen. Ihre dunklen Haare waren kurz geschnitten und das hübsche, ausdruckslose Gesicht braungebrannt.
Die Straßenbahn hielt, ich stieg aus und ging auf das Mädchen zu.
„Fräulein...?" Ich hatte ihren Namen vergessen, darum fragte ich kurz: „Sie erwarten mich? Ich bin Justus Puustusmaa."
„Ester Roogna."
„Und wo gehen wir nun hin?"
„Vielleicht dort hinüber, in den Park. Jetzt finden wir bestimmt eine freie Bank."
„Einverstanden."

Ich ließ sie einen halben Schritt vor mir herlaufen und taxierte sie schräg von der Seite.
Sie sprach zunächst kein Wort, auch ich hielt es nicht für nötig, nach Höflichkeitsfloskeln zu suchen wie „Recht schönes Wetter heute" oder „Der Sommer ist aber dieses Jahr ungewöhnlich warm".
Wir gingen am Schwanenteich vorbei, immer weiter ins Innere des Parks hinein. Schließlich bemerkten wir eine leere Bank, und Ester Roogna beschleunigte ihren Schritt. Ich folgte ihr und setzte mich neben sie.
„Ich höre."
Das Mädchen sammelte sich kurz und begann zu sprechen – ein wenig zu energisch, zu forsch; sie suchte ihre Unsicherheit zu verbergen.
„Zuerst muß ich Ihnen sagen, wer ich bin. Ich bin die Verlobte von Toomas Luiksaar, wir wollen im Herbst heiraten."
Im Moment sagte mir der Name Toomas Luiksaar absolut nichts. Doch dann kam die Erleuchtung: Das ist doch einer von... denen! Frau Dr. Luiksaars Stiefsohn! Ich vermochte Ester Roognas Worten nicht mehr zu folgen, in Gedanken wiederholte ich immerfort: Toomas Luiksaar, einer von denen...

Das Mädchen schwieg, anscheinend wartete es auf eine Reaktion. Da diese aber ausblieb, fügte es unschlüssig hinzu: „Sie verstehen sicherlich, daß mich sein Schicksal sehr interessiert."
Wie dumm und gekünstelt manchmal sogar die Umgangssprache sein kann! „Sein Schicksal interessiert mich..." So redet man doch nicht, wenn einem wirklich etwas auf der Seele brennt!
„Gut. Aber ich weiß nicht, womit ich Ihnen behilflich sein könnte."
Beim Wort ‚behilflich' nahm das Mädchen einen anderen Ausdruck an, jetzt konnte man Unternehmungsgeist und Willenskraft auf ihrem Gesicht lesen.
„Oh – Sie können mir sogar sehr behilflich sein!"
„Interessant. Und wie?"
„Die schreckliche Geschichte... Sie wissen doch sicherlich alles?"
„Genausoviel wie Sie, denke ich."
„Dann wissen Sie bestimmt auch, daß dieser Lehrer gestorben ist, an dem Fußtritt, den..."
Unwillkürlich straffte ich mich.
„...mein Sohn ihm versetzt hat, wollten Sie sagen?!"
„Ja."
„Und?"
Das Mädchen hatte sich jetzt völlig gefaßt und sagte rasch: „Ich habe mehrmals mit Toomas' Anwalt darüber gesprochen. Über den Verlauf der Ermittlungen darf er sich zwar nicht äußern, aber..."
Aber? Das Mädchen verstand es anscheinend recht gut, die Dinge nicht dem Selbstlauf zu überlassen.
„Ich habe von ihm erfahren, daß Ihr Sohn alles auf sich genommen hat. Auch den tödlichen Fußtritt. Natürlich, er hat in gewisser Weise aus Versehen zugetreten, er hatte ja nicht vor... er hat einfach..."
„Lassen Sie das! Kommen Sie zur Sache!"
Das Mädchen verstummte. Das Folgende kam leise und stockend, weitaus weniger enthusiastisch: „Entschuldigen Sie, daß ich dieses Thema berührt habe. Ich wollte Sie eigentlich nur bitten, daß Sie..."
Wieder brach sie mitten im Satz ab, anscheinend fiel es ihr schwer, ihre Bitte auszusprechen.
„...daß ich – was?"
„Toomas' Anwalt gab mir zu verstehen, daß Toomas seine direkte Beteiligung an der Schlägerei bestreitet. Er sei zwar dabeigewesen, habe aber gegen niemanden die Hand erhoben, er habe sogar versucht, die anderen zur Ordnung zu rufen. Und ich weiß, daß er nicht lügt, er ist nämlich nicht so einer, er ist gefühlvoll und sensibel, er ist überhaupt nicht imstande, einen Menschen zu schlagen!"
Wenn du dir von mir etwas erhoffst, dann fängst du es aber völlig falsch an, mein Fräulein! Dein Toomas ist also ein Engel, mein Sohn dagegen ist sehr wohl imstande, ‚einen Menschen zu schlagen'!
„Das wird die Ermittlung klären, wer wann und wie oft zugeschlagen hat."
„Ich weiß." Das Mädchen faßte wieder Mut und sagte daraufhin in sachlichem Ton: „Sie treffen doch sicherlich Ihren Anwalt. Ich würde Sie bitten, über ihn Ihren Sohn zu verständigen, daß er Toomas' Aussage bestätigt."
Im stillen hatte ich so etwas erwartet, aber in der klaren und ungeschminkten Art, wie das Mädchen es formulierte, klang es... Ich fand keine Worte.
„Ist Ihnen überhaupt bewußt, was Sie da von mir verlangen?"
„Ja, schon..."
„Interessant, daß Sie sich mit Ihrer Bitte ausgerechnet an mich wenden. Soviel ich weiß, waren die beiden anderen mit Ihrem Verlobten weit enger befreundet als mein Sohn."
Das Mädchen wand sich. „Ich weiß, aber..." Auf einmal legte sich ihre Nervosität, sie sah mich offen, mit großen Augen an und meinte: „Ihren Sohn kostet es doch nichts, seine Schuld ist bereits erwiesen, er hat doch schon alles gestanden."
Ich zuckte zusammen.
„Sie scheinen absolut nicht zu wissen, was Sie da von sich geben – mir gegenüber!" „Entschuldigen Sie, Herr Puustusmaa, aber es ist doch so!" beharrte das Mädchen auf dem eben Gesagten. Jetzt sah ich in ihren Augen ein fanatisches Feuer glühen und begriff: Dieses Mädchen schreckt vor nichts zurück, wenn es darum geht, den Geliebten zu retten. Zweifellos, dieser Fanatismus übte seinen Reiz auf mich aus. Ich bedauerte plötzlich, daß Vahur niemanden hatte, der sich so für ihn einsetzte.
„Haben Sie auch mit den anderen Eltern gesprochen?"
Das Mädchen zögerte, ich sah ihr an, wie sie zwischen Lüge und Wahrheit schwankte. Letztere behielt schließlich die Oberhand.
„Nein. Die Sache ist nämlich die, daß... Meelis Rannamees behauptet ebenfalls, er habe sich an der Schlägerei nicht beteiligt."
„Sieh an." Gereiztheit stieg in mir auf.
„Mit dem Vater von Toivo Ükskukk wollte ich sprechen, aber er hat sich geweigert, hat mir die Tür vor der Nase zugeknallt."
„Somit gilt für Sie als erwiesen, daß mein Sohn ganz allein den Mann und seine Frau auf dem Gewissen hat?" Diese Worte schleuderte ich dem Mädchen ins Gesicht. Sie

Zeichnung: Regine Röder

fühlte sich aber nicht besonders getroffen, sie rückte lediglich ein wenig von mir ab.

„Das habe ich nicht gesagt."

Richtig, sie hat das nicht gesagt. Das werden Meelis Rannamees, Toomas Luiksaar und wohl auch Toivo Ükskukk sagen, jener Toivo, dessen Vater mein Freund gewesen ist, dessen Extratouren ich so manches Mal geholfen habe, vor seiner Maarit zu vertuschen.

„Sie hoffen also auf die Aussage meines Sohnes. Aber was, glauben Sie, wird geschehen, wenn nun die beiden anderen aussagen, daß gerade Ihr Verlobter und mein Sohn die beiden Haupttäter gewesen sind?"

Das Mädchen ließ sich nicht beirren, es setzte seinen Kampf fort. „Der Anwalt hat bestätigt, daß Ihr Sohn als einziger eine wirklich glaubhafte Aussage, ohne etwas zu beschönigen, gemacht hat. Die anderen versuchen nur, die eigene Haut zu retten, und schieben alles den übrigen in die Schuhe."

„Soso. Mich würde interessieren, wie Sie das nennen, was Sie eben tun?"

„Glauben Sie mir doch – bei Toomas ist das ganz etwas anderes! Er hat wirklich niemanden geschlagen."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es! Toomas lügt nie!"

„Und das glauben Sie auch noch."

„Ja! Ich glaube es!" Das Mädchen zögerte wieder kurz, dann jedoch fuhr es mit derselben Überzeugung fort: „Da gibt es noch etwas, was Sie anscheinend nicht wissen. Toomas kannte das Mädchen, das die vier da auf der Straße angeblich belästigt haben sollen. Er hat sie als erster angesprochen, vielleicht hat er wirklich eine spöttische Bemerkung fallen gelassen. Ich kenne dieses Mädchen auch, sie wohnt in Toomas' Nähe, er hat mir einmal erzählt, sie sei in der Gegend recht bekannt durch ihren, sagen wir, leichten Lebenswandel."

Sicherlich die frühere Freundin von deinem Toomas, dachte ich bissig, aber das behielt ich für mich. Statt dessen bemerkte ich: „Das Mädchen wird doch auch vorgeladen. Dann kann sie ja im Sinne Ihres Verlobten aussagen."

Ester Roogna schüttelte energisch den Kopf. „Das Mädchen wird nicht vorgeladen!"

„Merkwürdig! Sie ist doch einer der Hauptzeugen."

„Man hat sie nicht gefunden. Keiner weiß, wer sie ist."

Die Sache wurde mir langsam zu bunt.

„Und woher wollen Sie dann wissen, wer das Mädchen war?"

„Das tut nichts zur Sache, jedenfalls weiß der Untersuchungsführer nichts davon. Toomas hat beim Verhör nicht darüber gesprochen, wahrscheinlich will er nicht, daß man das Mädchen findet. Außerdem hat er ihr doch gar nichts getan, hat nur ein bißchen herumgeulkt, ein paar alberne Bemerkungen gemacht, die anderen sind darauf eingegangen und haben ebenfalls ihren Senf dazugegeben – was ist denn schon dabei? Sie wußten ja auch nicht, daß Toomas das Mädchen kannte."

Irgend etwas stimmte an der Geschichte nicht. Ester Roogna mochte wohl die Wahrheit sagen, zumindest so, wie sie sie verstanden hatte, aber diesem Toomas traute ich kein bißchen. Warum sollte er so strikt gegen die Vorladung des Mädchens sein, wenn doch gerade sie aussagen konnte, daß Toomas sich nicht an der Schlägerei beteiligt hatte?

„Wer hatte denn das Mädchen eigentlich am Handgelenk gepackt, als der Lehrer auftauchte?"

„Toomas auf keinen Fall!"

Das übliche – egal wer, ich jedenfalls nicht!

„Und wenn ich nun dem Untersuchungsführer von dem Mädchen erzähle? Wenn ich sage, daß Ihr Verlobter sie kennt? Vielleicht bin ich daran interessiert, daß das Mädchen vorgeladen wird, damit sie erzählt, was wirklich geschehen ist?"

„Toomas würde abstreiten, das Mädchen zu kennen. Und für unser Gespräch haben Sie auch keine Zeugen."

„Und nach alldem hoffen Sie noch, daß ich Ihnen helfe?" fragte ich empört.

„Entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen nur klarmachen, daß es nicht möglich sein wird, dieses Mädchen ausfindig zu machen."

„Und Sie? Sie sagten doch, Sie würden das Mädchen auch kennen. Warum erzählen Sie dem Untersuchungsführer nichts davon? Von Ihrer Aussage hat Toomas doch viel größeren Nutzen als von der meines Sohnes."

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Toomas würde das nicht wollen. Ich unternehme nichts, was er nicht will."

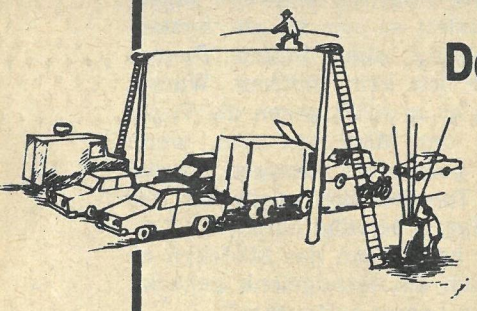
„Selbst dann nicht, wenn Sie sich im klaren darüber sind, daß es ihm nützt?"

„In dem Falle sehe ich keinen Nutzen. Wer weiß, was sich das Mädchen vor Gericht aus den Fingern saugt. Und sehen Sie, Herr Puustusmaa – am ehesten ist doch denkbar, daß das Mädchen behauptet, sie wüßte von nichts und hätte auch nichts gesehen, denn sie sei gleich davongelaufen."

Ester Roogna hatte recht, das mußte ich ihr zugestehen. Natürlich nur dann, wenn alles Bisherige der Wahrheit entsprach. Das hieße auch, das unbekannte Mädchen wäre wirklich so ein leichtfertiges Ding. Und wenn man sie befragte, warum sie nicht früher erschienen sei? In der Zeitung hatte es ja einen Aufruf gegeben, in dem das Mädchen, das an dem und dem Tag auf der und der Straße belästigt worden sei, aufgefordert wurde, sich sofort bei der Abteilung Inneres zu melden. Warum hat sie sich nicht gerührt? Gut, sie konnte auf verschiedene Art antworten, sie hätte Angst gehabt, die Kumpels der Schläger liefen doch frei herum und könnten es ihr heimzahlen. Gründe gab es noch und noch.

Aus dem Estnischen von Irja Grönholm

Wir überrennen durch jähe Eil das Ziel,



Gabriel Gožman

Der beharrliche Typ

Unerschütterlich steht er im Strudel der Menschen. An ihm vorbei drängen sich die Leute: von oben nach unten, von links nach rechts. Er aber hält sich wie ein Fels in der Brandung. Welch ein fester Charakter!

Einige hilflose Menschlein stoßen Klagen und Flüche aus, aber diese Schreie erreichen sein Ohr nicht. Wie angewachsen verharrt er, die Zähne zusammengepreßt, den Blick wie aus Eisen. Die Hast um ihn her berührt ihn einfach nicht. Das nenne ich wahre Charakterstärke!

Er läßt sich weder von der Ironie feinfühliger Mitmenschen noch durch die Verachtung irgendwelcher Dummköpfe aus der Ruhe bringen. Er rührt sich nicht von der Stelle, ist wie mit Ketten angeschmiedet. Einem Denkmal gleich.

Viele haben schon versucht, ihn mit roher Gewalt herunterzustoßen, andere, ihn unauffällig beiseite zu schieben. Umsonst! Mit bemerkenswerter Würde tritt er auf der Stelle. So ein unbeugsamer Charakter ist er!

redaktionell bearbeitet

Anatol Potemkowskij (Polen)

Bemerkenswert

Wir schlenderten die Straße entlang, an der Spitze unser Direktor Schawniza. Wie magnetisch zog er alle Blicke der uns entgegenkommenden Passanten an.

Schawniza streckte seinen riesigen Körper zur vollen Größe. Der Dichter Koschon betrachtete ihn darauf eingehend vom Kopf bis zu den Füßen und stellte fest: „Bei den

Fernweh

Nichts lenkt den Menschen so von seinem gesunden Urteil ab wie geographische Namen, geladen mit alter Sehnsucht und bepackt mit tausend Gedanken. Und wenn er dann hinkommt, ist alles halb so schön. Aber wer traut sich denn, das zu sagen –?

Franz Hannemann

Wer das Wenn erstiegen,
sieht das Aber liegen.

Georgiev, Sofia

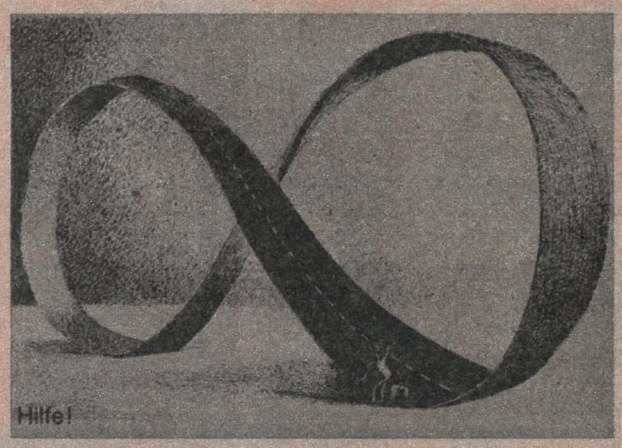
Bauske

Crisan, Bukarest

Schmidt

Nein, das ist nicht der alte Wasserturm, und Führungen mache ich auch keine!

Der-nimmermüde-rüber-und-nüber-Schneck von VLABER



Hilfe!

Vorsicht, Fußgänger!
Akt macht mobil.

Kopelnizky, Tschernowzy

Die Mühe des Steigens erzeugte Schweigen. B. Brecht

Nur der erste Schritt kostet Überwindung.

nach dem wir rennen, und gehn's verlustig. W. Shakespeare

Wenn du einen vielbetretenen Weg lange gehst, so gehst du ihn endlich allein. M. v. Ebner-Eschenbach

kanariengrünen Schuhen ist es kein Wunder, daß dich alle unentwegt anstarren. Eine derart geschmacklose Fußbekleidung sieht man schließlich nicht alle Tage."

„Aus dir spricht nur der Neid", gab Schawniza beleidigt zu verstehen.

„Man muß der Wahrheit schon in die Augen sehen können", wandte nun der Redakteur Bespaltschik ein. „Du, als Person, erweckst wohl bei keinem übertriebenes Interesse. Betrachte dich doch einmal selbst! Säulenartige Beine, massiger Leib, kurzer Hals und runder Kopf mit Glatze und fleischiger Nase. Deine abscheulichen Schuhe hingegen erregen bei jedem Menschen, der über einen normalen ästhetischen Geschmack verfügt, einen sofortigen Widerwillen."

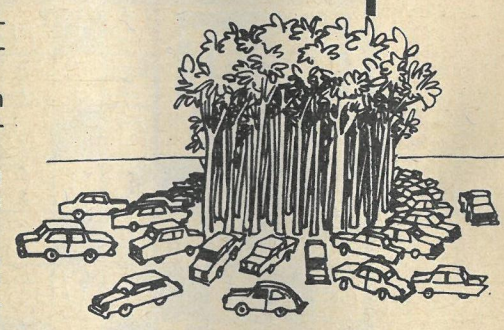
„Die Farbe ist wirklich über alle Maßen abstoßend", pflichtete der Dichter Koschon bei. „Sie sticht direkt in die Augen."

Schawniza blieb ruckartig stehen. „Den Wahrheitsgehalt eurer Aussagen werde ich gleich überprüfen", gab er kühl zu verstehen und zog sich die Schuhe aus. Dann wickelte er sie in eine Zeitung, klemmte das Bündel unter den Arm und setzte seinen Weg auf blau-gelb gestreiften Socken fort.

Die Entgegenkommenden blickten ihn jetzt noch eindringlicher an.

„Na, nun seht ihr, daß ich recht habe!" proklamierte Schawniza.

Würdevoll schritt er dahin, stolz, seine Mitarbeiter auf so beeindruckende Weise widerlegt zu haben.



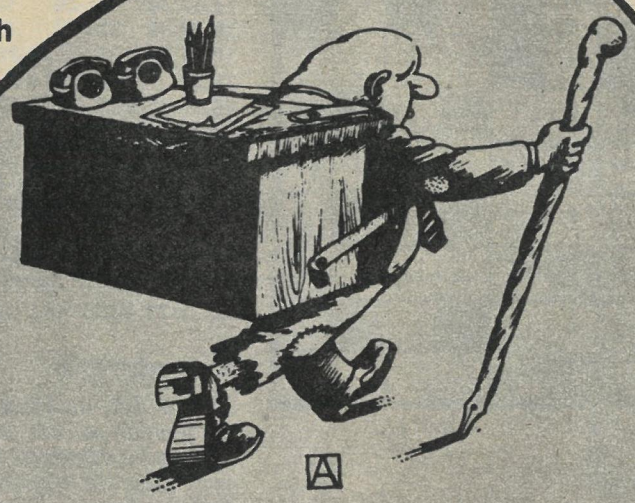
Beinstellung

Manch Bein ist herrlich wie der Koh-i-Noor,
doch sei die Lust darauf dezent vergällt:
Es schützt dich seine Schönheit nicht davor,
daß man es dir aufs ordinärste stellt. W. Funke

Ist es nicht ein Jammer, wenn man vor der Stadt auf einem Berglein steht und sieht nur die wenigen Kirchlein und die unzähligen turmhohen Fabrikschornsteine? Da kommt der häßliche schwarze Rauch heraus, davon die Englein im Himmel den Schnupfen bekommen.
Adolf Glaßbrenner (1810–1876)

2

Wochenspruch
Der Weg will Leute haben.

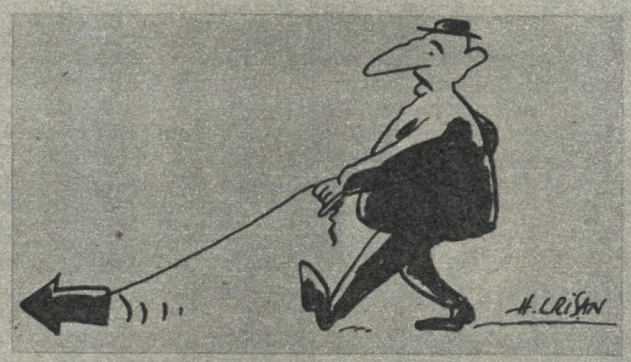


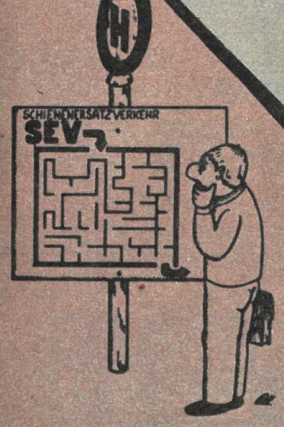
Andrjuschkin, Alma-Ata

Steger

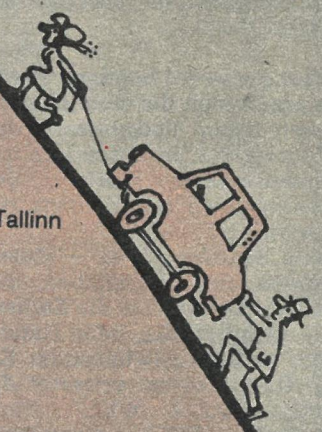
Raubritters Auszug

Crisan





Kaul



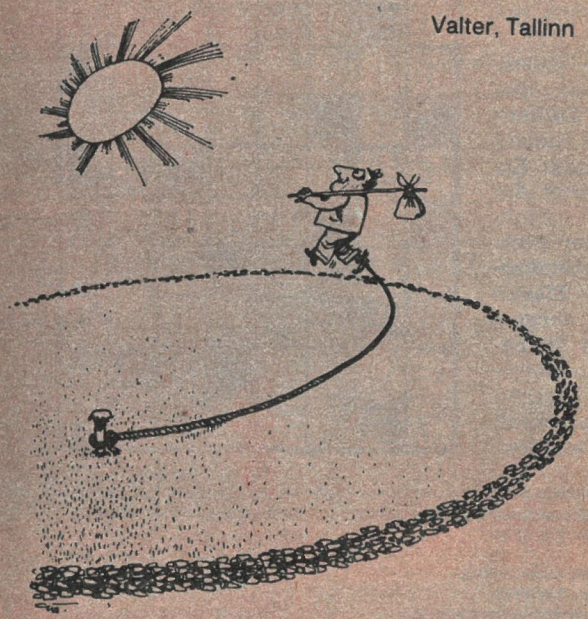
Valter, Tallinn

Risiko
Was taugt ein guter Kopf, wenn die Füße ihn nicht tragen? jüdisch

Verlaufen
Man kann auch einen unbedachten Schritt mit Siebenmeilenstiefeln machen. russisch

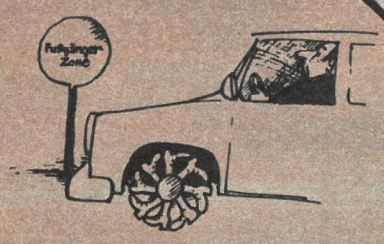
Seilschaft
Es ist immer noch besser, wenn sich zwei Menschen über den tiefen Abgrund ewiger Fremdheit hin kühl die Hände reichen, als wenn sie einander über den trügerischen Wirbeln des Verstehens gerührt in die Arme sinken.
Arthur Schnitzler

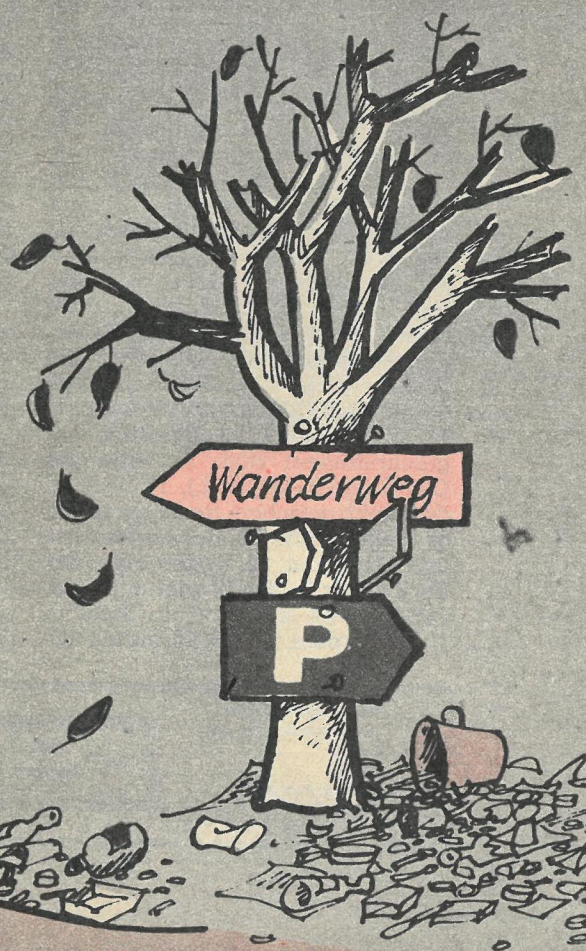
Aussicht
So weit schauen als möglich, aber von dort, wo man hingehört.
Arthur Schnitzler



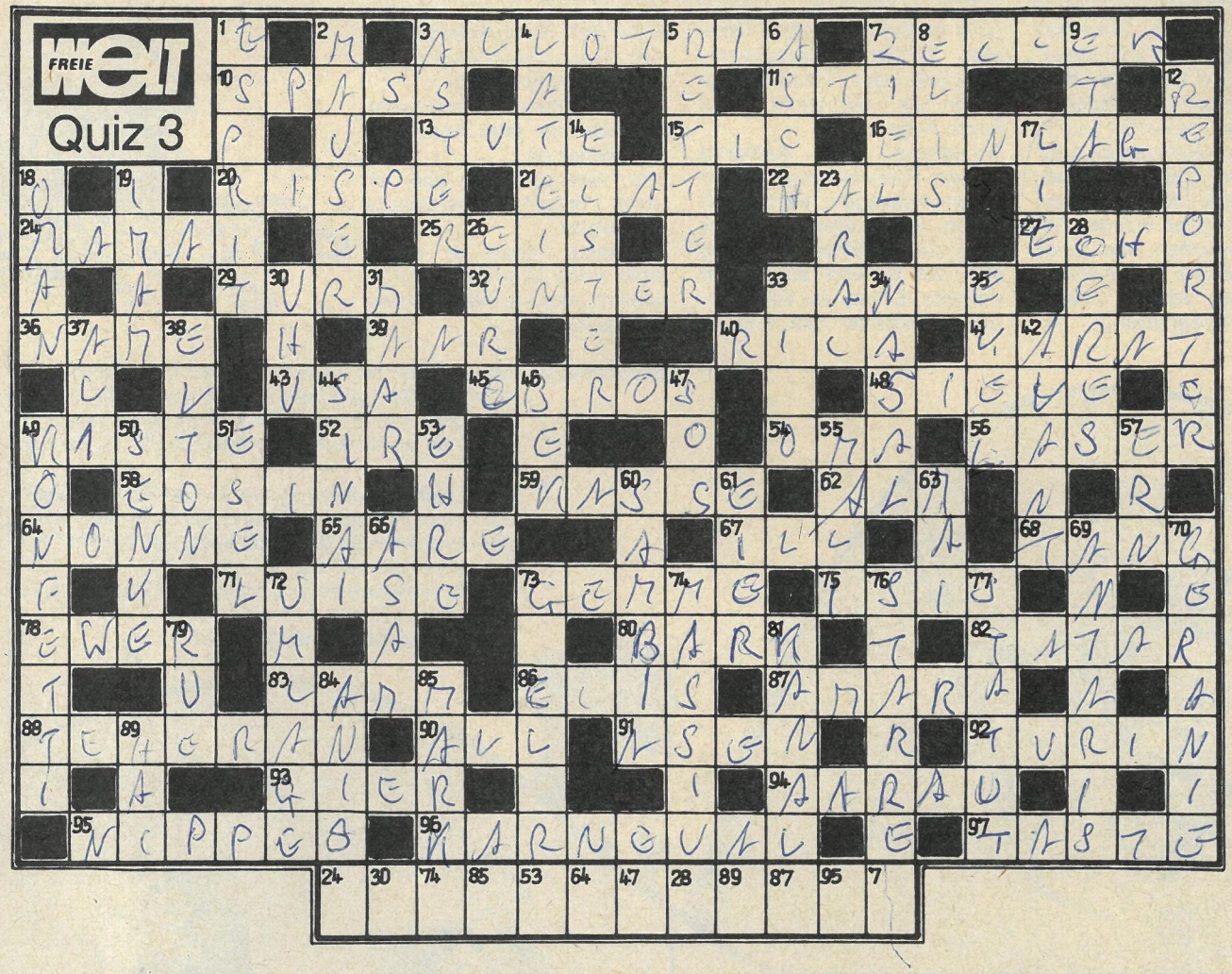
„Und wieder ein gutes Stück vorangekommen!"

Erfahrung ist ein langer Weg.





Unser Humor
hat Zähne bekommen!
zeigen hocherfreut an:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion) und
Martin Kotsch (Grafik)



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 3. Unfug, Ausgelassenheit, 7. österreichischer Komponist der Operette „Der Vogelhändler", 10. Heiterkeit auslösende Äußerung oder Handlung, 11. Darstellungsweise, 13. Kinderblasinstrument, 15. nervöse Muskelzuckung (Med.), 16. Beitrag eines Gesellschafters zur Geschäftseröffnung, 20. Blütenstand, 21. Stadt am Roten Meer (Israel), 22. Körperteil, 24. sowjetischer Häuerbrigadier (geb. 1926), 25. asiatisches Getreide, 27. Widerhall, 29. Schachfigur, 32. Spielkarte im deutschen Blatt, 33. Mutter des Perseus (griech. Sage), 36. Bezeichnung, 39. Adler (dicht.), 40. Gebirge in Bulgarien, 41. Qualitätsmaß für Goldlegierungen, 43. Staat in Nordamerika (Kurzw.), 45. Distrikt in Griechenland am Unterlauf der Mariza, 48. Riemenwerk der Zugtiere, 49. Holzbehältnis, 52. Nordwesteuropäer, 54. Großmutter, 56. Lichtwellenverstärker, 58. roter organischer Farbstoff, 59. Zahlraum, 62. Bergweide, 64. Falter, Forstschädling, 65. Nebenfluß des Rheins (Schweiz), 67. Nebenfluß des Rheins (BRD), 68. Meeresalge, 71. Frauenname, 73. Edelstein mit geschnittenem Bild, 75. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 78. System der elektronischen Rechentechnik, 80. Segelschiffstyp, der mindestens drei Maste hat, 82. Angehöriger der Turkvölker in der Sowjetunion, 83. Jungtier, 86. im Altertum Stadt in Unterägypten, 87. Bittermittel, 88. Hauptstadt eines islamischen Staates, 90. Kosmos, Weltraum, 91. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 92. Stadt in Italien, 93. Habsucht, 94. Hauptstadt eines Kantons der Schweiz, 95. kleine Ziergegenstände, die meist aus Porzellan sind, 96. Faschingszeit, 97. Teil des Klaviers.

Senkrecht: 1. Geist, Witz, 2. jährlicher Ausfall und Ersatz der Vogelfedern, 3. Sommer- und Herbstblume, 4. alte Sprache, 5. Helfer in der Not, 6. tiefe schrägrandige Schüssel (Mundart), 7. zu treffender Punkt, 8. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 9. griechischer Buchstabe, 12. Berichterstatter für Massenmedien, 14. taubengroßer Rabenvogel, 17. norwegischer Schriftsteller (gest. 1908), 18. Stadt in der Ukraine, 19. Titel von Kalifen und islamischen Gelehrten, 23. Name eines Sees in der Sowjetunion, 26. Nebenfluß der Seine, 28. Göttin des Ackerbaus (röm. Mythol.), 30. nachtaktiver Vogel, 31. kraterförmige Senke, 33. Gründerin Karthagos (antike Sage), 34. Nasenlaut, 35. Widerwille, Abscheu, 37. arabischer Männername, 38. Name eines Salzsees im Wolgograder Gebiet, 42. Korbblütler, 44. Halbinsel in Vorderasien, 46. sowjetischer Schriftsteller des Romans „Wolokolamsker Chaussee", 47. internationaler Notruf, 49. Papierschnitzel zum Bewerfen, 50. Bodenvertiefung, 51. Tragtier, 53. ethischer Begriff, 55. Land im Westen Afrikas, 57. Hausflur (Mundart), 60. Land im Süden Afrikas, 61. Nestinhalt (Mz.), 63. Monatsname, 66. bayrische Künstlerfamilie, die Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 69. Stern im Sternbild Skorpion, 70. Garten- und beliebte Balkonblume, 72. Beitrag, Steuer, 73. Kreisstadt in Niedersachsen (BRD), 74. andere Bezeichnung für Gebirgsstock, 76. Bewegungslosigkeit, 77. Satzung, 79. französ.: Straße, 81. künstlich angelegter Wasserweg, 84. Kuchengewürz, 85. Währungseinheit in Europa, 89. Meeresraubfisch.

Als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt sich die Bezeichnung für einen alten Volksbrauch des sich Verkleidens, insbesondere mit überdimensionalen Masken, der auch heute noch mancherorts gepflegt wird.
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 3 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 28. Februar 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 6/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Dame 100

Fernpartie

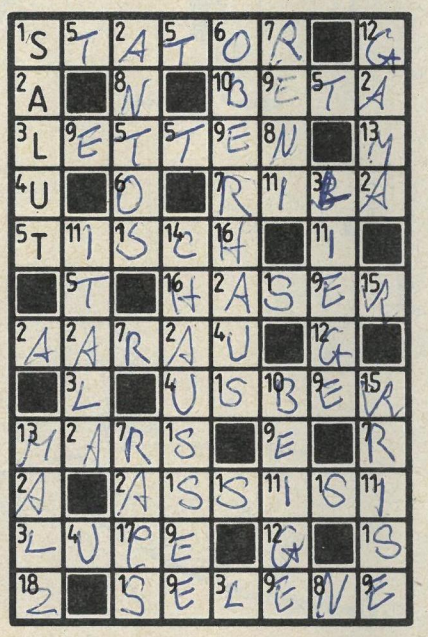
WEISS – Schermer (DDR), SCHWARZ – Saburnjagin (UdSSR): 1.31-27 17-21 2.36-31 18-23 3.33-28 20-24 4.38-33 13-18 5.42-38 14-20 6.41-36 10-14 7.47-42 9-13 8.34-30 4-9 9.30-25 23-29 10.46-41 18-23 11.39-34 12-18 12.34-30 11-17 13.40-34 29:40 14.45:34 21-26 15.34-29 23:34 16.30:39 18-23 17.27-21 16:27 18.31:11 7:16 19.36-31 24-29 20.33:24 20:29 21.50-45 6-11 22.39-33 14-20 23.25:14 9:20 24.33:24 20:29 25.31-27 3-9 26. 41-36 1-7 27.44-40 5-10 28.40-34 29:40 29.45:34 15-20 30.49-44 10-14 31.34-30 7-12 32.43-39 20-24 33.30-25 11-17 34.28-22 17:28 35.35-30 24:35 36.25-20 14:25 37.44-40 35:33 38.38:7 2:11 39.32:12 25-30 40.37-31 26:37 41.42:31 30-34 42.27-21 16:27 43.31:22 Remis.

Vorsetzrätel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein neuer Anfangsbuchstabe vorzusetzen, daß sich andere Begriffe ergeben.
Aster – Raten – Lappe – Bolus – Orden – Taler – Karte – Arkose
Bei richtiger Lösung ergeben die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – den Namen einer Landschaft auf dem Peloponnes.

Zahlenfeldrätsel

Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben. Mittels der bereits eingetragenen Buchstaben sind durch Kombinieren die fehlenden Buchstaben zu finden, um die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels zu erhalten.



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

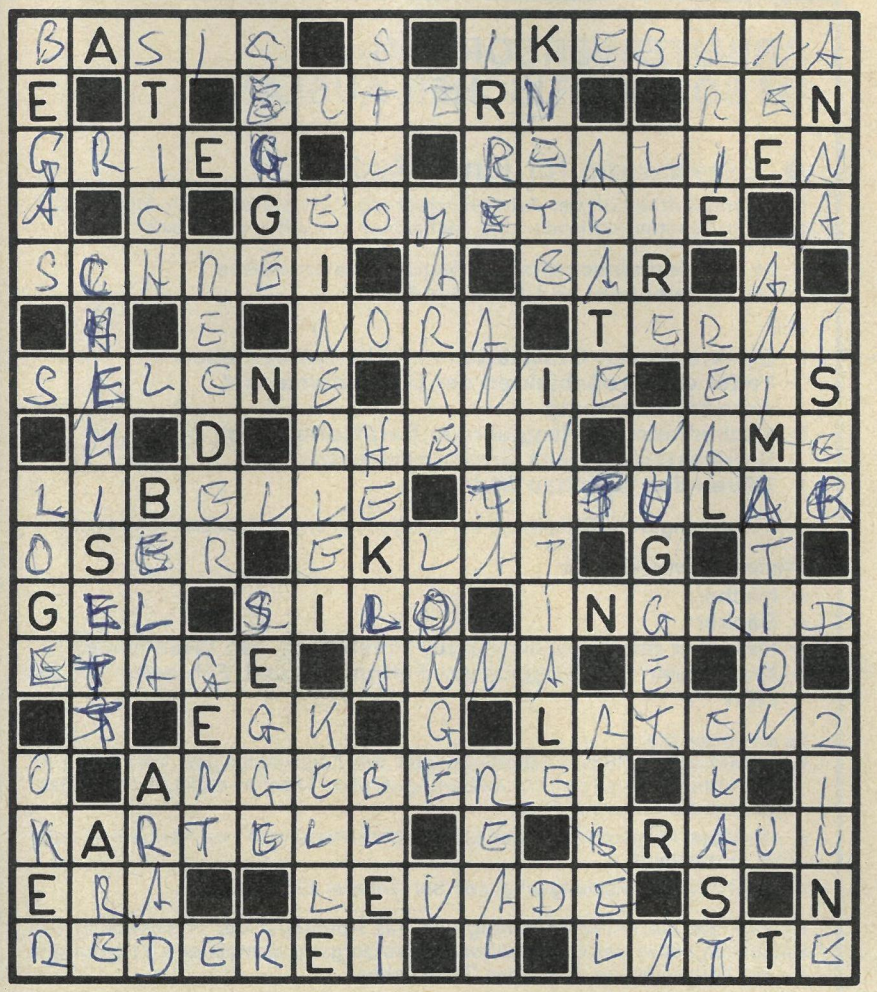
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günther Wolfram
Stellv. Chefredakteure:
Dr. Paul Wurche,
Günter Gensicke
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Volkmar Billeb
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

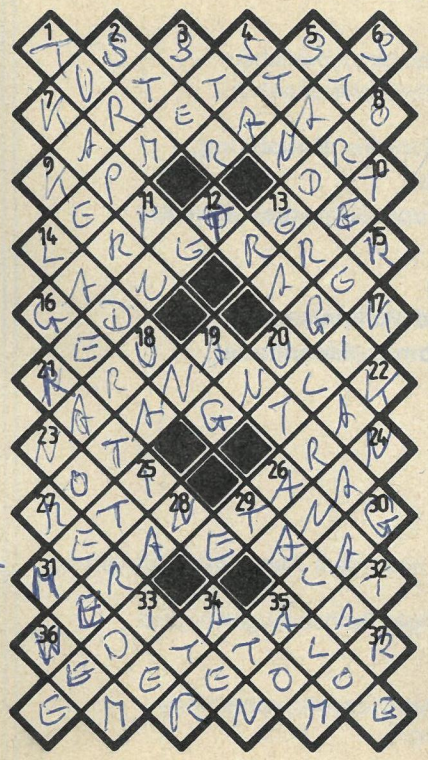
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Detlef Christel



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. makromolekularer Werkstoff, 2. Grundlage, Fundament, 3. Formmasse, 4. Nebenfluß des Arno, 5. Belebung der Objekte im Trickfilm, 6. Währungseinheit in Iran, 7. Bezeichnung, 8. ungarischer Männername, 9. Titelgestalt bei Ibsen, 10. weißer Bluseneinsatz, 11. Ausweglosigkeit, 12. Stockwerk, 13. rumänischer Maler (gest. 1958), 14. Stadt in Rumänien, 15. Zweig der Mathematik, 16. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 17. im Jahre, 18. Schnittholz, 19. Theaterplatz, 20. Großtuerei, Prahlerei, 21. Währungseinheit in Italien (Mz.), 22. Maurerwerkzeug, 23. engl.: Ohr, 24. alte spanische Münze, 25. japanische Kunst des Blumensteckens, 26. Aufsehen, Skandal, 27. Sologesangsstück in der Oper, 28. Vulkan auf Island, 29. Gestalt aus „Der Revisor", 30. Einförmigkeit, 31. Fluß zur Nordsee, 32. Geschwätz, 33. Flächeneinheit in der Schweiz, 34. Riedgras, 35. Titelträger, 36. Klumpen gediegenen Goldes, 37. nordländischer Hirsch, 38. Frauenname, 39. norwegischer Komponist (gest. 1907), 40. Besitzer von Schiffen zur gewerblichen Nutzung, 41. Führleine zum Pferdeabrichten, 42. Troß (veraltet), 43. Beingelenk, 44. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 45. großer, meist verzierter, Anfangsbuchstabe, 46. die Erziehungsberechtigten, 47. Gärfutterbehälter, 48. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 49. chemisches Element, 50. wirkliche Dinge, Sachkenntnisse, 51. Sand- und Kieswälle, 52. Stadt in Belgien, 53. Zusammenschluß von Firmen zur Regelung ihrer Profitinteressen, 54. Aggregatzustand des Wassers, 55. Raubinsekt, Wasserjungfer, 56. Stadt in Mittelitalien, 57. nein (berlin.), 58. Karpfenfisch, Döbel, 59. deutscher Volksliedsammler (gest. 1883), 60. das sich Aufrichten des Pferdes auf der Hinterhand (Reitsp.), 61. mongolischer Viehzüchter, 62. Warenzeichen, 63. ein Futterstoff, 64. ausgeflockter Niederschlag (Chem.), 65. Mondgöttin (griech. Mythol.), 66. Nebenfluß der Aller, 67. weithin hörbare Lautäußerung, 68. Verletzung von spitzen Gegenständen, 69. zahnartiger Mauerabschluß, 70. zeitweiliges Verborgensein von Krankheitserscheinungen.

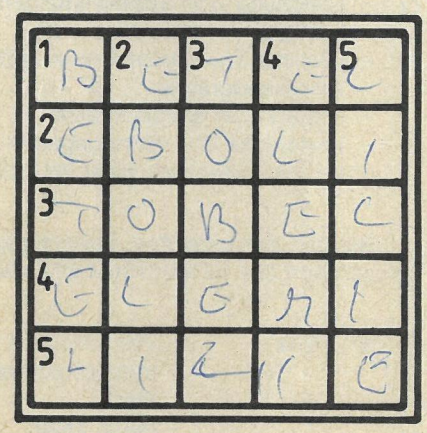
Schräge Reihen



Nach rechts unten: 1. Schachfigur, 2. altes Holzraummaß, 3. kurze, dreieckige, meist abgesteifte Flagge, 4. Wettkampfbeginn, 5. russ.: Hundert, 7. Kopfbedeckung, 9. Fruchtinneres, 12. Kunst des Trauerspiels, 13. Ritter der Artus-Tafelrunde, 14. Fracht, Versandgut, 16. Stadt im Süden der DDR, 19. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen, 20. Lanzenreiter, 21. ein flauschiger Wollstoff (Textilw.), 23. kurze Aufzeichnung, 26. phönizisch-kanaanäische Liebesgöttin, 27. Verdienste, 29. Amtstracht, 31. im Altertum Angehöriger eines Volkes in Vorderasien, 34. Teilchen eines chemischen Elements, 35. dickfleischiges afrikanisches Liliengewächs, 36. Dativ zu wer.
Nach links unten: 2. tschechischer Komponist (gest. 1935), 3. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 4. Teil der Blüte, 5. Singvogel, 6. englischer Männername, 8. Auftrag, Befehl, 10. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 11. Hauptstadt in Europa, 12. Vorratswagen der Dampflokomotive, 15. Bewegung, 17. Knierock der Bergschotten, 18. chemisches Element, radioaktives Metall, 19. Wissenschaftler auf dem Gebiet vom inneren Bau der Lebewesen, 22. japanische Art waffenloser Selbstverteidigung, 24. Titelgestalt bei Zola, 25. Fragepunkt, 28. Nebenfluß der Wisla, 30. griechischer Name der in Kleinasien eingedrungenen Kelten, 32. Kaufstein beim Dominospiel, 33. Gedanke, Einfall, 34. Lebenshauch, 37. Hauptstadt in Europa.

Magisches Quadrat

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzutragen.
1. südostasiatisches Genußmittel, 2. Gestalt aus „Don Carlos", 3. kleine Waldschlucht, 4. Ölbaumharz, 5. großblütige Blume.



Auflösungen aus Heft 2/1990

Kreuzgitter. Waagerecht: Kupala (25), Antike (3), Edamer (11), Retina (44), Brokat (8), Ampere (5), Reni (43), Mure (31), Eis (12), riskant (46), Ebro (10), Karo (21), Teil (54), Iris (20), Nife (33), Marc (29), Rist (47), Elea (13), Raisman (38), Lek (27), agra (2), Leer (26), Nestor (32), Europa (17), Passat (35), Turnus (58), Dekade (9), Steher (53).
Senkrecht: Keramik (22), Puter (37), Lena (28), Adam (1), Amme (4), Arbeit (7), Thor (55), Kran (24), Kerbe (23), Tirol (56), Pik (36), Renan (41), Eroica (14), Ski (51), Eterna (15), Ries (45), Aral (6), Stake (52), Ilm (19), Meile (30), Reger (40), Traktor (57), Renate (42), Set (50), Gösch (18), Eule (16), Rosa (48), Sari (49), Opus (34), Rast (39).

Um die Ecke gedacht: Oderberg.

Vorsetzrätsel: (L)egel – (E)ster – (O)rade – (N)adel – (A)eros – (R)asen – (D)elle – (B)eule – (E)last – (R)eger – (N)elke – (S)egge – (T)anne – (E)loge – (I)wein – (N)eman – Leonard Bernstein.
Zum Selbstbauen. Wagerecht: Adanaa, Sport, Ernst, Ree, Aster, Stau, Kate, Arve, Stil, Steen, Res, Amara, Esser, Idiom.
Senkrecht: Ader, Anne, Astat, Tortur, Sterke, Reka, Saal, Sete, Kessel, Tsetse, Vier, Inari, Radi, Saum.
Umstellrätsel: Braue – Insel – Alter – Taste – Hanse – Leben – Obers – Nante – Biathlon.
Silbenrätsel: 1. Ansage, 2. Setter, 3. Sieger, 4. Karton, 5. Anarchie, 6. Radeberg, 7. Leite, 8. Stator, 9. Renette, 10. Batete – Steradiant.
Einer fehlt: E(k)loge – T(u)ran – T(r)aube – S(t)igma – T(h)ema – L(e)iter – S(i)egel – K(n)appe – S(z)illa – B(e)utler – Kurt Heinze.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 26) aus Heft 26/1989

Waagerecht: 1. Winter, 5. Neujahr, 9. Skote, 12. Papa, 14. Aron, 15. Metronom, 16. Itala, 18. Laffe, 20. Amado, 23. Rest, 25. Tabelle, 27. Jolkafest, 31. Hafer, 33. Lise, 34. Hummer, 35. Iota, 36. Stapel, 39. Allel, 40. Kaue, 43. Orest, 45. Narben, 48. Veneter, 50. Kalb, 52. Krumen, 55. Traber, 57. Elea, 59. Ustinow, 61. Klette, 64. Ramie, 66. Ster, 67. Erato, 68. Agenda, 71. Emir, 73. Selene, 75. Muti, 76. Baron, 79. Skooter, 82. Tenakel, 85. Teak, 87. Biese, 90. Neiße, 91. Oleat, 92. Bratapfel, 94. Elmo, 95. Base, 96. Säge, 97. Kerne, 98. Galerie, 99. Energie.
Senkrecht: 2. Nitra, 3. Epode, 4. Ran, 5. Name, 6. Unita, 7. Arate, 8. Raab, 9. Soll, 10. Knallerbse, 11. Element, 13. Porto, 15. Mole, 17. Lars, 19. Feile, 20. Athen, 21. Ajmer, 22. Dom, 24. Shake, 26. Eta, 28. Kranke, 29. Filou, 30. Silvester, 32. Feuerwerk, 37. Take, 38. Pol, 41. Atto, 42. Era, 44. Spat, 46. Alba, 47. Bleigießen, 49. Ente, 51. Arkose, 53. Rand, 54. Mus, 56. Bravo, 58. Lee, 60. Irene, 62. These, 63. Ebene, 64. Romanik, 65. Matti, 69. Noa, 70. Abel, 72. Iskra, 74. Erbe, 77. Aleel, 78. Otter, 80. Osten, 81. Tapir, 83. Nele, 84. Koog, 86. Abbe, 88. Ilse, 89. Saga, 93. Ase.

Die Lösung lautet: Traumbombe
Es gewannen:
1. Preis:
100,– Mark — Hans Ziegler, Finsterwalde, 7980
2. Preis:
75,– Mark — Doris Zuber, Bitterfeld, 4400
3. Preis:
50,– Mark — Andreas Wötzel, Gräfenthal, 6423
4.–8. Preis:
je 25,– Mark — Rita Klinke, Wolfen 3, 4440; Dieter Linke, Nordhausen, 5500; Franz Scherer, Berlin, 1136; Axel Behrend, Burg, 3270; Ursula Pfefferkorn, Lunzenau, 9293.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presse- und Informationsdienstes der Regierung der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Anzeigen aus dem Ausland: Berliner Verlag, Tel. 2 70 32 03
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr) Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

VE Kombinat BRAUNKOHLENKRAFTWERKE

Für den Einsatz in den einzelnen Kombinatsbetrieben unterbreiten wir Ihnen folgendes Arbeitsplatzangebot:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Fachbereichspezialisten**

Wir gewähren:

– Entlohung und Sozialleistungen nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
– jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
– Jahresendprämie
– kostenlosen Berufsverkehr
– kostenlose Unterbringungen in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke.

- **Peitz** — VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde, Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck“, **Peitz, 7520** ☎ Peitz 90

  VEB Instandsetzung Kraftwerke, **Peitz, 7520** ☎ Peitz 8 30
- **Boxberg** — VEB Großkraftwerk Boxberg **Boxberg, 7586** ☎ Boxberg 40
- **Hagenwerder** — VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft“, **Hagenwerder, 8905** ☎ Hagenwerder 70
- **Böhlen** — VEB Kraftwerke „Elbe“, Betriebsteil Lippendorf, **Böhlen, 7202** ☎ Böhlen 30
- **Espenhain** — VEB Kraftwerk Thierbach, **Espenhain, 7204** ☎ Espenhain 21 56

Reg.-Nr. 193/IV/89

ARBEITERVERSORUNG IM SOZIALISTISCHEN AUSLAND

● Bewährung für junge Kader

Der Hauptauftragnehmer Arbeiterversorung im sozialistischen Ausland bietet Interessenten mit Hoch- und Fachschulabschluß sowie Praxis

▷ **in der Gemeinschaftsverpflegung/Gastronomie**
▷ **im Einzelhandel und Großhandel**

wie

▷ **Direktoren von Gaststätten und Handelsbetrieben**
▷ **Leiter von Großobjekten der Gastronomie und Arbeiterversorgung**
▷ **Küchenleiter mit langjähriger Berufserfahrung**
▷ **Betriebsteilleiter aus Großhandelsbetrieben**
▷ **Waren des täglichen Bedarfes**

verantwortungsvolle Tätigkeiten auf den Baustellen im sozialistischen Ausland.

Weiterhin benötigen wir

- **Köche**
- **Bäcker**
- **Fleischer mit Kenntnissen zur Herstellung von Wurstwaren**
- **Kraftfahrer mit langjähriger Fahrpraxis und Führerschein für LKW**

Es erwarten Sie:
- vorteilhafte Entlohnungsbedingungen mit Zuschlägen und Vergünstigungen entsprechend den Vereinbarungen über Arbeits- und Lohnbedingungen bei Auslandsmontage,
- attraktive Möglichkeiten der Urlaubsgestaltung und des Tourismus auch im Einsatzland,
- berufliche Entwicklungschancen bei längerer Einsatzzeit.

Erleben Sie die Herausforderung und das Abenteuer der Erschließung von Baustellen sowie der Organisation der Versorgung in mobilen Einrichtungen bis zur Fertigstellung moderner Großküchen.

Ihre Bewerbungen und Anfragen richten Sie bitte an:

VEB Versorgung Erdgastrasse ☎ **6 03 21**

Abt. Kader/Bildung/Sozialwesen
O.-Grotewohl-Str. 12 **Karl-Marx-Stadt, 9010**

Kraftfahrzeughalter!

Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

8. ZAR WASSERWIRBEL

1

Meine Schatzkammer ist überreich gefüllt! Gold! Perlen! Edelsteine! Habt ihr je eine solche Pracht gesehen? Tretet ein, sucht und wählt! Nur keine Furcht, die Krebse tun euch nichts!"
„Ich habe schon gewählt. Ich möchte diese Harfe, auf der man sicher die schönsten Lieder spielen kann ..."

2

„Ein albernes Ding, ohne Wert! Es lärmt nur, spielt sogar von allein und läßt andere tanzen!"
„Außerdem möchte ich diesen Kamm und das Handtuch. Aber geschenkt will ich nichts. Die Harfe erhältst du heute, den Kamm morgen und das Handtuch übermorgen zurück!"

„Was für ein starrsinniger Mensch! Aber gut. Und nun führe ich euch zu Wanjas Mutter. Doch denkt daran: Ihr müßt sie herausfinden unter all meiner Dienerschaft. Ihr dürft schauen und euch beraten, solange es euch beliebt, aber niemanden berühren. Bin gleich wieder da ... Wo steckt Minister Quak?"

3

„Wanja, Brüderchen! Lange, lange habe ich gehofft, daß du kommst und wir gemeinsam Maria befreien können!"
„Wer bist du, Mädchen?"
„Die unglücklichste Prinzessin, Zar Wasserwirbels Tochter. Ach, was für ein Unglück habe ich angestellt. Ich hätte doch wissen müssen, daß meinem Vater nicht zu trauen ist! Aber ich will euch helfen, Maria zu befreien, und dann mit euch ins Menschenreich ziehen. Es wird sehr schwer sein. Wenn mir nicht etwas ganz Kluges einfällt, wirst du deine Mama für immer hier unten auf dem Meeresgrund zurücklassen müssen!"

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp

Fortsetzung von Seite 27

nicht übersehen, daß er sich in „der deutschen Frage“ unter großem Einfluß Molotows befand, der beharrlich auf seinen einseitigen Schlußfolgerungen bestand. Eine ganze Reihe von Erklärungen des Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten brachte Verwirrung in die Köpfe der sowjetischen Menschen und unserer Freunde im Ausland. Wie soll man zum Beispiel das von Stalin gebilligte Referat Molotows auf der außerordentlichen Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR vom 31. Oktober 1939 beurteilen?

„Deutschland befindet sich in der Situation eines Staates, der die schnellste Beendigung des Krieges und den Frieden will. England und Frankreich aber, die noch gestern gegen die Aggression auftraten, bestehen auf der Fortsetzung des Krieges und sind gegen einen Friedensvertrag... In letzter Zeit versuchen die herrschenden Kreise Englands und Frankreichs, sich als Kämpfer für demokratische Rechte der Völker gegen den Hitlerfaschismus darzustellen, wobei die englische Regierung erklärt, daß für sie das Ziel des Krieges gegen Deutschland angeblich darin bestehe, den ‚Hitlerfaschismus zu vernichten...‘ Es ist nicht nur unsinnig, sondern auch verbrecherisch, einen solchen Krieg zu führen... und ihn mit der falschen Fahne des Kampfes für ‚Demokratie‘ zu bemänteln... Unsere Beziehungen zu Deutschland... haben sich grundlegend verbessert. Hier haben sich die Angelegenheiten bei der Festigung der freundschaftlichen Beziehungen, der Entwicklung der praktischen Zusammenarbeit und der politischen Unterstützung Deutschlands in seinem Streben nach Frieden weiter entwickelt...“

Eine derartige politische und ideologische Umorientierung verwirrte die Menschen, deformierte die klassenmäßige Einstellung im gesellschaftlichen und individuellen Bewußtsein. Zugleich charakterisieren diese Thesen absolut die diplomatische Kurzsichtigkeit Stalins und Molotows, ihre ideologische Prinzipienlosigkeit. Die Spitze ihrer kritischen Pfeile war erneut nicht auf die Faschisten gerichtet, sondern auf die Sozialdemokraten als „Helfershelfer des Militarismus“. Auch die Losung „Dem Krieg ein Ende bereiten!“ stand nicht auf der Tagesordnung. Unklar war, womit ein Ende bereitet werden sollte, wenn man sich faktisch mit der Besetzung der guten Hälfte Europas durch Hitler einverstanden erklärte.

Ich glaube, daß Armeegeneral Shukow[2] recht hat, wenn er schreibt, daß alle Absichten und Handlungen Stalins am Vorabend des Krieges davon bestimmt waren, einen Krieg zu vermeiden. Dies ließ auch die Überzeugung aufkommen, daß es so sein würde. Aber hatte der Chef der Hauptverwaltung Aufklärung der Roten Armee, F. I. Golikow, Stalin nicht berichtet, daß Anfang März 1941 die Stärke der Wehrmacht 8 Millionen Mann, 12 000 Panzer, 52 000 Geschütze, rund 20 000 Flugzeuge erreichte? War es etwa nicht klar, daß Deutschland eine solche kolossale Militärmaschinerie nicht lange passiv halten würde? Und war dem „Führer“ etwa nicht bekannt, daß die Hauptkräfte dieser Armada bereits im Osten konzentriert waren? Nach Aussagen Shukows verbot Stalin trotz Drängen der militärischen Führung kategorisch noch unmittelbar vor Kriegsausbruch, die Truppen der westlichen Militärbezirke in erhöhte Gefechtsbereitschaft zu versetzen. Seine Furcht, die Deutschen zu „provozieren“, war schon krankhaft.

Stalin erhielt beunruhigende und – wie sich später zeigte – im wesentlichen wahrheitsgetreue Hinweise und Nachrichten, konnte sich aber nicht entschließen, außerordentliche Maßnahmen militärischen Charakters in Übereinstimmung mit den operativ-strategischen Plänen zu ergreifen. Wenn rechtzeitig, energisch und nach Möglichkeit verdeckt notwendige operative und mobilmachende Maßnahmen durchgeführt worden wären, dann hätte der Beginn des Krieges ganz anders aussehen können.

Nein, am ersten Tag des Krieges erlitt Stalin keinen großen Schock. Merklich verwirrt war er, böse auf alle – man hatte ihn so grausam betrogen – und besorgt angesichts der Ungewißheit. An jenem ersten Tag hielten sich die Politbüromitglieder fast 24 Stunden bei ihm im Arbeitszimmer auf und warteten auf Nachrichten von der Grenze. Nur hin und wieder kamen sie heraus, um zu telefonieren, Tee zu trinken, sich Bewegung zu verschaffen. Sie sprachen wenig. Alle hofften im Grunde ihres Herzens, daß es sich lediglich um zeitweise Mißerfolge handeln würde. Niemand zweifelte daran, daß Hitler eine entsprechende Abfuhr bekäme. Vielleicht hofften die Mitglieder in diesem Parteiareopag, daß im Grenzgebiet bald heftige Kämpfe entbrennen würden. Der Krieg könnte für eine gewisse Zeit zu einem Stellungskrieg werden, solange, bis die Rote Armee dem Aggressor den vernichtenden Gegenschlag beibringt...

Als am Morgen des 22. Juni die Frage aufgeworfen wurde, wer dem Volk den Überfall Hitlerdeutschlands mitteilen sollte, blickten natürlich alle auf Stalin. Der jedoch lehnte unverhofft ab. Fast ohne zu zögern. Er weigerte sich ganz entschieden.

In vielem war sich Stalin nicht im klaren darüber, wie sich die Dinge an der Grenze entwickeln würden. Höchstwahrscheinlich wollte er dem Volk nichts sagen, solange er selbst die Situation nicht überschaute. Bis zu jenem Zeitpunkt, auf jeden Fall in den dreißiger Jahren, hatte Stalin niemals entscheidende Schritte unternommen, ohne daß er sich sicher war, wie sich diese auf seine Position auswirken würden. Er schloß immer das Risiko aus, das seiner Autorität, seinem Ansehen als Führer hätte schaden können.

Am Morgen des 22. Juni hörte Stalin keine Siegesberichte; er war besorgt, ja sogar bestürzt, und dennoch verließ ihn nicht die innere Überzeugung, daß er in zwei, drei Wochen Hitler für seinen Verrat bestrafen und sich dann dem Volke zeigen könnte. (Der lähmende Schock wird Stalin erst nach vier, fünf Tagen befallen; dann wird es ihm schließlich zur Gewißheit, daß die Invasion nicht nur für das Vaterland eine tödliche Gefahr mit sich bringt, sondern auch für ihn selbst, den „weisen und unbesiegbaren Führer“.)

Im Kreml hat man sich noch nicht vorstellen können, daß die deutschen Truppen die militärische Führung behindern und die Nachrichtenverbindungen stören, sogar an der Westfront fast vollständig paralysieren würden. Armeegeneral Pawlow verlor schon wenige Stunden nach dem Beginn des Einmarschs die Verbindung zu den Truppen seiner Front. Die über viele Monate anhaltenden, fast unbehelligten Flüge deutscher Aufklärerflugzeuge und Agentenberichte ermöglichten es der deutschen Truppenführung, mit großer Genauigkeit alle Befehlsstände, Nachrichtenverbindungen, Flugplätze, Lager und Garnisonen unserer Soldaten unter Beschuß zu nehmen. Der erste Schlag des Aggressors – geführt aus der Luft, zu Lande mit Artillerie und Panzern – war sehr wirkungsvoll. Eingeschleuste Diversanten störten die Funkverbindungen.

An den folgenden Tagen, vor allem am Ende des Monats, verlor Stalin, als er endlich immer mehr die Ausmaße der tödlichen Gefahr erkannte, die Nerven und geriet in einen schweren Schock. Dokumente und Aussagen von Personen, die den „Führer“ in dieser Zeit gesehen haben, zeugen davon, daß Stalin vom 28. bis 30. Juni so deprimiert und erschüttert war, daß er sich nicht mehr als ernst zu nehmende Führungspersönlichkeit zeigen konnte. Die psychologische Krise war tief, wenn auch nicht sehr lang anhaltend. Interessant erscheint mir die Aussage von A. I. Mikojan über das Verhalten Stalins in den letzten Junitagen des Jahres 1941. In seinen Memoiren erzählt er, daß Molotow, Malenkow, Woroschilow, Berija, Wosnessenski und er, Mikojan, beschlossen hatten, Stalin die Schaffung eines Staatlichen Verteidigungskomitees vorzuschlagen, das auf sich die gesamte Macht im Lande konzentrieren sollte. Stalin sollte dieses Komitee leiten.

„Wir beschlossen, zu ihm zu fahren. Er war auf der nahe gelegenen Datsche. Molotow freilich sagte, daß Stalin völlig erschöpft sei, daß er sich für nichts interessiere, die Initiative verloren hätte und sein Zustand schlecht wäre. Daraufhin meinte Wosnessenski empört: ‚Wjatscheslaw, geh voran, wir folgen dir.‘ So trafen wir also bei Stalin auf der Datsche ein. Wir fanden ihn im kleinen Speisezimmer, wo er in einem Sessel saß. Er schaute

2) Georgi Shukow war während des ersten Kriegsjahres Oberbefehlshaber mehrerer Fronten, dann militärischer Stellvertreter von Stalin, der das Oberkommando der Streitkräfte innehatte.

uns an und fragte: ‚Weshalb seid ihr gekommen?' Sein Aussehen befremdete uns, ebenso wie auch die von ihm gestellte Frage. Eigentlich hätte er uns doch von sich aus rufen lassen müssen. Molotow sagte in unserem Namen, daß die Macht konzentriert werden müßte, damit alle Fragen gelöst werden können und das Land so schnell wie möglich auf die Beine gebracht wird.
An der Spitze eines solchen Organs sollte Stalin stehen. Stalin blickte erstaunt, äußerte keine Einwände. ‚Gut', sagte er."
Vielleicht hatte er gedacht, daß die Ankunft fast aller Politbüromitglieder bedeutete, daß man ihn all seiner Ämter entheben, ihn sogar verhaften wollte? Denn es ist ja bequem, alle Mißerfolge einer Person anzulasten. Stalin war schon seit langem zu der Überzeugung gelangt, daß bei jedem Fiasko oder Mißerfolg ein Sündenbock her mußte. Den Menschen mußte die Möglichkeit gegeben werden, ihrer Entrüstung Luft zu machen, den Schuldigen zu brandmarken. Stalins Ansehen jedoch war in den Augen seiner Kampfgefährten so hoch, daß diese noch nicht einmal ansatzweise auf solch einen Gedanken verfallen waren. Selbst im Zustand der völligen Kraftlosigkeit erschien ihnen Stalin groß.
Das Volk wartete auf das Auftreten des Generalsekretärs. An ihn glaubte es wie eh und je. Mit ihm verbanden sich die Hoffnungen. Vielleicht hat gerade das Stalin geholfen, sich von seinem Schock zu befreien. Er beschloß – inzwischen war es schon der 3. Juli – sich über den Rundfunk mit einem Appell an das Land zu wenden.
In seinem Aufruf erklärte Stalin lang und breit – eigentlich war es eine Art Rechtfertigung –, warum die deutschen Truppen Litauen, Lettland, einen Teil der Ukraine, Belorußland und Estland erobert hatten. Das Resümee war letztlich in einem Satz wiederzugeben: „Die Sache ist die, daß die Truppen Deutschlands als des kriegführenden Landes schon vollständig mobilisiert waren und daß sich die 170 Divisionen, die von Deutschland gegen die UdSSR eingesetzt und näher an die Grenzen zur UdSSR verlegt worden waren, in voller Gefechtsbereitschaft befanden und nur noch auf das Signal zum Angriff warteten, während die sowjetischen Truppen erst mobil gemacht und näher an die Grenzen verlegt werden mußten." Stalin sprach bewußt die Unwahrheit, als er von einer Zerschlagung der besten Divisionen des Feindes redete; verlogen erklärte er, die Hauptursache für die Mißerfolge läge in der Überraschung des Überfalls durch Deutschland. Selbstverständlich hat Stalin, als er über den Nichtangriffspakt sprach, mit keinem Wort den schändlichen Vertrag vom September 1939 erwähnt, ebensowenig wie er die zahlreichen verhängnisvollen Fehlkalkulationen eingestand, die in erster Linie von ihm selbst zugelassen worden sind. Bedeutend sicherer klang Stalins Stimme, als er davon sprach, wie man „unsere gesamte Arbeit auf den Krieg umstellen" muß. Er nannte den Krieg erstmals einen „Vaterländischen" und drückte zum ersten Mal öffentlich seine Hoffnung aus, daß die Völker Europas und Amerikas im Kampf gegen die faschistischen Armeen Hitlers ihre Anstrengungen vereinen würden. Am Ende seiner Rede sagte Stalin als Vorsitzender des Staatlichen Verteidigungskomitees: „Das Staatliche Verteidigungskomitee hat seine Arbeit aufgenommen und ruft das gesamte Volk dazu auf, sich eng um die Partei Lenins und Stalins zusammenzuschließen..."
Stalin selbst sprach schon gewohnheitsmäßig von der „Partei Lenins und Stalins", und das Volk nahm es ebenso wie etwas völlig Selbstverständliches auf. Bei dem ungeheuer tiefen Glauben an Stalin spielte seine Rede eine große mobilisierende Rolle, sie gab einfache Antworten auf die Fragen, die das Volk quälten. Nur wenige waren damals in der Lage, den Dingen auf den Grund zu blicken und zu erkennen: Der katastrophale Anfang des Krieges war ein Ergebnis der Alleinherrschaft Stalins, die unzähligen Opfer eine Folge der Irrtümer des Unfehlbaren. Es ist schon völlig paradox: Stalin hat viele Fehler gemacht und schwere Verbrechen begangen. Aber dank seines von ihm selbst geschaffenen Systems wurden diese im Bewußtsein der Menschen auf phantastische Art zu großen Taten des Messias umgewandelt.
Einer der Hauptschuldigen bzw. der Hauptschuldige überhaupt am katastrophalen Anfang des Krieges verkörperte dennoch weiterhin die Hoffnungen des Volkes. Der Glaube funktionierte.
Die nachfolgenden Generationen können nur staunen über die Größe des sowjetischen Volkes, das die Kraft gefunden hat, nach dem Zusammenbruch der ersten Kriegswochen durchzuhalten und dann noch zu siegen. Wenn auch um den Preis von Millionen von Opfern. Die Größe Stalins basierte immer auf Opfern. Auf vielen Opfern. Auf unzähligen Opfern.
Die Ereignisse vom Sommer und Herbst 1941, die Telegramme, Verordnungen und Direktiven, die in diesem Zeitraum von Stalin persönlich ausgingen, bestätigen die Schlußfolgerungen, zu der später auch Shukow kam. Stalin war zu Beginn des Krieges kein Heerführer. Fehlendes Fachwissen und mangelnde Erfahrungen bei der Führung von Kampfhandlungen solchen Maßstabs versuchte der oberste Befehlshaber durch Druck, Drohungen, Repressalien und Aufrufe auszugleichen.
In einigen Fällen zeigte sich Stalin als recht guter Psychologe. Er begriff, daß er Moskau nicht verlassen durfte; er wußte, daß in den Mitteilungen des Informationsbüros keine Anzeichen von Panik auftauchen dürften; nicht zufällig forderte er, daß die Zeitungen mehr über die Helden, die mutigen und unerschrockenen Taten der sowjetischen Soldaten schreiben sollten.
Am Vorabend der Revolutionsfeiertage, einige Tage vor dem 7. November 1941, sagte Stalin zu Molotow und Berija: „Wie sollen wir die Militärparade durchführen? Vielleicht ein, zwei Stunden früher als sonst?"
Seine Gesprächspartner glaubten, sich verhört zu haben. Was für eine Parade? Die Deutschen standen unmittelbar vor Moskau. Die aus 51 Divisionen bestehende Stoßarmee der Faschisten hatte die Hauptstadt fast eingekreist... Stalin, der so tat, als hätte er das Erstaunen der beiden nicht bemerkt, fuhr fort: „Die Truppen der Luftverteidigung müssen in Moskau noch weiter verstärkt werden. Sollte es während der Parade zu einem Bombenangriff und einem Durchbruch deutscher Flugzeuge kommen, so sind die Toten und Verwundeten schnell fortzuschaffen, die Parade aber ist zu Ende zu bringen. Möge die Wochenschau ihre Dokumentarstreifen drehen, diese sind dann schnell zu vervielfältigen und im ganzen Land zu verbreiten... Die Zeitungen sollen über die Parade umfassend berichten. Ich werde auf dem Festakt eine Rede halten und auch auf der Parade sprechen... Was sagt ihr dazu?"
„Aber das Risiko... Das Risiko! Doch die politische Resonanz bei uns und in anderen Ländern wird natürlich gewaltig sein", sagte Molotow, als er sich gefaßt hatte.
„Das heißt, die Sache ist beschlossen." Stalin verlor keine weiteren Worte mehr darüber.
Aus heutiger Sicht muß man sagen, daß der Beschluß, die Parade durchzuführen, mutig und weitsichtig war. Er zeugte von der wachsenden Sicherheit Stalins, von seiner Fähigkeit, die öffentliche Meinung im Lande zu beeinflussen und die geistige Verfassung der Menschen zu steuern.

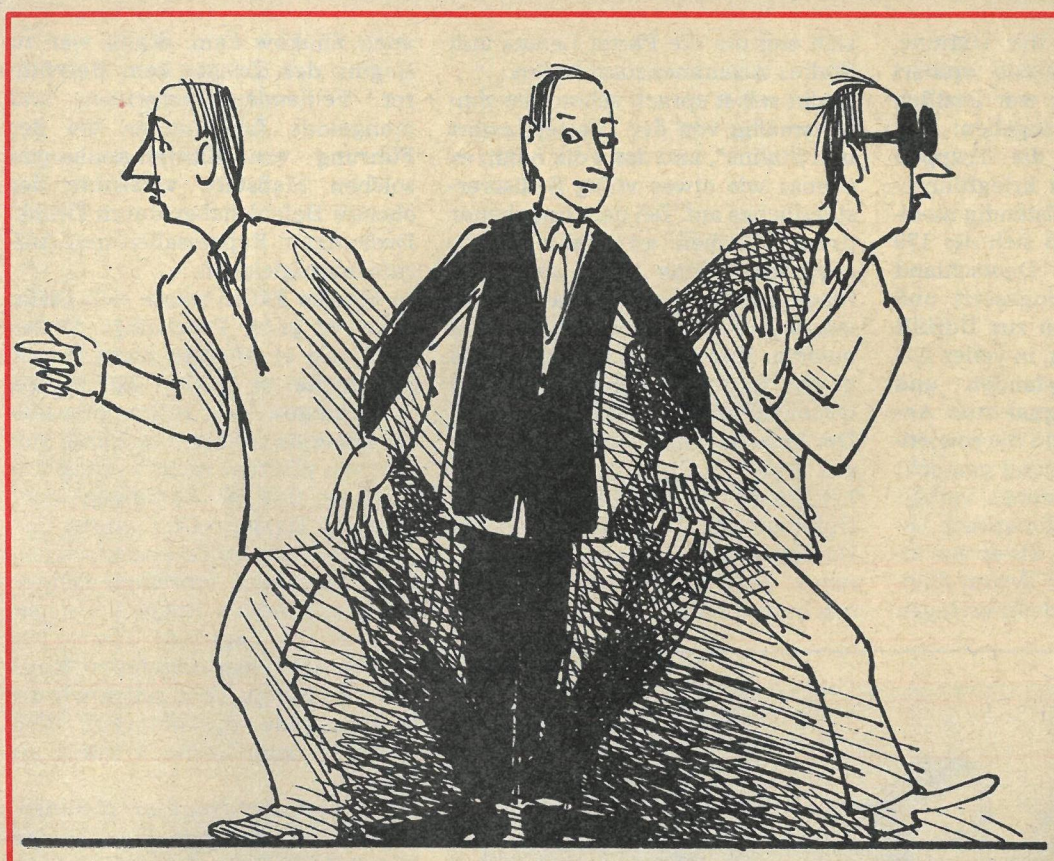
Fortsetzung im nächsten Heft

Stalin — Legende und Wirklichkeit

Die Befreiung Bessarabiens feiern die Demonstranten nach dem erneuten Anschluß an die UdSSR 1940. Das Land, seit 1812 Teil Rußlands, schloß sich 1918 Rumänien an.

Eine flagrante Verletzung der Souveränität des polnischen Staates war die sowjetische Unterzeichnung des „Grenz- und Freundschaftsvertrages" mit Nazideutschland.

Deutsch: A. Kodym
Das Buch von Dmitri Wolkogonow „Triumph und Tragödie" erscheint 1990 im Militärverlag der DDR.



Unser letztes Thema heißt:

Wie leben mit Angst?

Zum Abschluß der Serie, die in Heft 23/89 begann, habe ich für Sie zusammenfassend diese Empfehlungen parat: Es ist wichtig, Angstgefühle unbedingt auszuleben. Sie zeigen uns Notwendigkeiten, Möglichkeiten und auch Grenzen an. Emotional zu reagieren, ist keinesfalls ehrenrührig, und es ist nicht blamabel, sich zu ängstigen.
Nehmen sie also Ihre Angst als zu Ihrem Leben gehörig an und stellen Sie sich ihr. Analysieren Sie die Situation. Bemühen Sie sich, die angstauslösenden Ursachen zu ergründen. Ursachen, die Sie kennen, haben ihre Gefahr verloren. Sie wissen schon, Angst entsteht vorrangig in Situationen, die man als risikoreich und bedrohlich ansieht. Da es sich um Einschätzungen und Bewertungen handelt, kommt es darauf an, diese zu verändern. Versuchen Sie, zu den angstauslösenden Reizen Abstand zu gewinnen. Die meisten Ängste können Sie als Chance zur konstruktiven Lösung anstehender Probleme betrachten.
Soziale Angst läßt sich am besten durch Gespräche mit Freunden, Partnern oder Kollegen abbauen. Hier ist es wichtig, sich neue soziale Verhaltenstechniken anzueignen und angemessene Formen der Kommunikation, wie zum Beispiel den Dialog, zu suchen. Innere Auslöser von Angstzuständen können falsche Denkschemata sein. Ein solches Schema ist zum Beispiel: Ich versage ja doch wieder. Trainieren Sie, in Angstsituationen überstark auftretende Körperreaktionen, wie zu hohen Blutdrock, abzubauen. Wenden Sie dazu kontinuierlich Entspannungsverfahren an. Und schließlich ist es möglich, durch dosiert einwirkende Angstreize eine Angstresistenz zu erwerben.

Für Gefühlsprozesse gilt: Wenn Wille und Vorstellung konkurrieren, siegt immer die Vorstellung. Also: Beeinflussen Sie sich autosuggestiv. Wirken Sie durch intensive Vorstellungen und Selbstaufforderungen auf sich ein. Stellen Sie sich vor, daß Sie gelassen, selbstsicher, zuversichtlich sind, daß Sie jede Situation meistern. Angst wird meist als negativer Gefühlszustand wahrgenommen. Führen Sie daher bewußt positive Gefühlszustände wie Zufriedenheit und Freude herbei, weil Sie wissen, es existiert immer nur ein Gefühlszustand in uns!

Eine allzeit wirksame und für jedermann geeignete Anti-Angst-Methode gibt es nicht. Jeder benötigt ein ganzes Repertoire von physischen, psychischen und sozialen Bewältigungsstrategien. Das eigene Suchen nach Lösungen und Auswegen aus Angstzuständen, die sogenannte „suchende Aktivität", mobilisiert Ihre Kräfte. Angst nur mit Medikamenten zu dämpfen oder unterdrücken zu wollen, ist falsch. Pharmaka können höchstens Brücken schlagen. Aktive Strategien – das Suchen nach Lösungen, das Bemühen um konstruktive Überwindung, die Offensive, die körperliche Bewegung – sind besser geeignet, um Selbstvertrauen und Zuversicht wiederzuerlangen, als passive Strategien wie Flucht, Verdrängung oder Resignation.

FREIE WELT Ratgeber

Wie überwinde ich meine Angst?
Hilfe zur Selbsthilfe
Von Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt, Chefarzt im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland

6

Nochmals: Treptow

Das Bild des befleckten sowjetischen Ehrenmals in Berlin (FW 1/90) hat mich noch trauriger gemacht als schon die erste Nachricht... 1918 war ich in einem masurischen Städtchen mit nahegelegenem Kriegsgefangenenlager. Als nach der Revolution dort die Tore aufgingen, strömten Russen, Franzosen und andere in den Ort. Aber es gab keinerlei Unruhe, kein Randalieren. Einheimische wie Fremde wahrten ihre Würde. Heute erschrecken mich Meldungen über sinnlose Krawalle. Ist es wirklich so, daß ich mir mit meinen 92 Jahren sagen muß: Je mehr Zivilisation und technischer Fortschritt, um so größere Gefahr für die Menschlichkeit?

Else Wolff, Michendorf

Der Inhalt zum Ehrenmal in Treptow ist mir zu gering. Alle, die zu diesem Thema etwas sagen wollen, sollten zu Wort kommen. Ich habe Fragen: Warum wurde das Ehrenmal nicht ausreichend bewacht? Die Täter sollen über zwei Stunden hantiert haben? Warum fand man Begriffe wie „Sowjetunion", wo doch Neonazis immer über „Rußland" reden. Warum erfährt man nichts mehr darüber?

Steffen Böhme (15), Bärenstein

Unsere 90 Preisträger

Die Altaier innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 24/89) ließen 34 187 Leser zur Feder greifen. Wir danken allen, die uns schrieben. Jede Anregung wurde notiert; Ihre Themenvorschläge, liebe Leser, werden den Inhalt unserer folgenden Hefte mitbestimmen! Die Lösung des Völkerschafts-Preisrätsels lautet:
Werden Sitten und Bräuche gebrochen, sind die Wege zum Guten verschlossen.

Es gewannen:
1000 M – Erwin Gläser, Jänkendorf;
750 M – Willi Topfstädt, Greifswald;
500 M – Maria Trux, Bärenstein;
250 M – Willy Röser, Hartmannsdorf;
100 M – Hildegard Lüdecke, Eisenhüttenstadt.

Je 25 M– Ursula Lochmann, Plauen; Adelheid Gretschel, Kurort Hartha; Frank Grusdas, Burg; Maria Wunderlich, Berlin; Andreas Fischer, Elterlein; W. Weimer, Wolfen Nord; Erhard Schmidt, Hermsdorf; D. Andreas, Potsdam; Vera Klauß, Karl-Marx-Stadt; Familie Weber, Karl-Marx-Stadt; Fritz Reinhold, Borna; Margarete Teichmann, Ostrau; Margrit Moritz, Schönebeck; Katja Dunkel, Halle-Neustadt; René Kahmann, Prieros; Irmgard Dreyer, Berlin; Thomas Kuhn, Freiberg; Ingeborg Papenfuß, Kummersdorf-Gut; Herbert Schramm, Döbeln; Gerald Gutsche, Leipzig; Susanne Fuhrmann, Neustrelitz; Rudi Schneider, Weißensee; Renate Heidemann; Wriezen; Hildegard Wenkebach, Zerbst; Eberhard Vogel, Königstein; Christina Spors, Bad Düben; Yves Haras, Bötzow; Werner Huth, Trebbin; Matthias Trebal, Heidenau; Charlotte Wöllner, Karl-Marx-Stadt; Anja Dress, Wustermark; Stefan Schiffermüller, Kyritz; Ingrid Meyer, Bernau; Eva Bradler, Berga; Familie Ripperger, Mösthinsdorf; Jens Krüger, Stendal; Gisela Tschernitschek, Schwedt; Charlotte Drechsler, Lugau; Dora Köpsel, Grabow; Thea Kunze, Chemnitz; Edith Armes, Hettstedt; Ruth Heil, Görlitz; Steffen Engelhardt, Oebisfelde; A. Kühn, Breitungen; Ursula Drube, Wellen; A. Rüdiger, Dresden; Veronika Schilke, Rostock; Monika Röhrig, Falkensee; Bernd Schneider, Crottendorf; H. Ehrbar, Wallengrün; **je ein Gefäß aus Birkenrinde** – Jane Pötsch, Rostock; Hubert Koch, Suhl; Bernhard Knuths, Rostock; Helmut Bohne, Potsdam; Willi Lange, Barleben; Hans Boruta, Uchtspringe; Ursula Obst, Halle; Jenny Begoin, Mühlbach; Edith Schmettow, Karl-Marx-Stadt; Benno Siebert, Rostock; Horst Teuchert, Wandlitz; Ingeborg Große, Großörner; M. Hoffart, Heeren; Andrea Wachs, Trusetal-Trusen; Erika Kohlich, Dresden; G. Jess, Güstrow; Kerstin Grahl; Heidenau; A. Stanke, Schiepzig; Cornelia Schrubarz, Leipzig; Hans Thomaß, Herzogswalde; Bernd Winkler, Wefensleben; Inge Gronow, Erfurt; Günther Schröder, Harsleben; **je einen Souvenirsamowar** – Helmut Heidepriem, Blankenburg; Hildegard Prescher, Bautzen; Vera Böttcher, Wittstock; **je eine Schallplatte mit altaischer Folklore** – Jutta Kunitzsch, Gresse; Werner Müller, Großbeeren; V. Beyer, Berlin; Gertrud Reißig, Nünchritz; A. Steinfurth, Zschortau; Klaus Sturm, Hennigsdorf; **je eine Holzfigur** – Petra Dräger, Dierhagen; Elisabeth Hampl, Coswig; Kurt Kunze, Conow.
Herzlichen Glückwunsch!

Kasachischer Sippenältester in Gorno-Altai

Beleuchtet

Unsere erste Ausgabe 1990 im Licht Ihrer Aufmerksamkeit, im Kreuzfeuer Ihrer Kritik:

FREIE WELT 1

Margrit Heinzmann, Magdeburg: Ergreifend der Text, ergreifend die Bilder über Armenien. Wieviel Mut und Lebenswillen bringen diese Menschen auf! Beruhigend, daß in unserer hektischen Nutzensgesellschaft auch etwas für bedrohte Tiere getan wird – wie Fledermäuse.
Mathilde Stammler, Wernigerode: Reichlich umfangreich die „Gardinenpredigt", die Bilder nicht sehr aussagekräftig. Kürzer und nicht ganz so von Fachausdrücken durchsetzt, wäre sie von der Sache her vielleicht interessant gewesen.
Kathrin Stüber, Luckenwalde: Innerlich erregt hat mich das Bild „Anwalt der Geächteten". Sacharow ist für mich das Symbol des Weltgewissens am Ende des 20. Jahrhunderts.

Das Wertvollste

Karin Zenker, Magdeburg: Die Fotos aus der Stalinzeit erschütterten mich, das Foto „gegen Ängste" gefällt mir sehr, und die wohl wichtigsten Bilder sind die Aufnahmen aus Rumänien. Die Verbrüderungsszene Seite 52 ist für mich das Wertvollste in dieser Ausgabe. Das Leserforum ist gut, aber zu wenig.
Manfred Keutel, Berlin: Betroffen machte mich der Bericht Solshenizyns über das Lagerleben. Aber Heft 1/90 enthält gehäuft Beiträge über menschliche Leiden. Eine größere Ausgewogenheit in der Richtung, auch „heile Welt" zu zeigen, würde ich mir wünschen, um doch etwas optimistischer nach dem Lesen und Betrachten zu sein.
Ingeborg Scholze, Dresden: Uns spricht der Tourismus-Ratgeber besonders an.
Frank Jablko, Berlin: Bestimmt wäre es sinnvoll, mehr Touristik-Offerten anzubieten, vielleicht sogar spezielle Angebote für Jugend, für Senioren.

Mumpitz

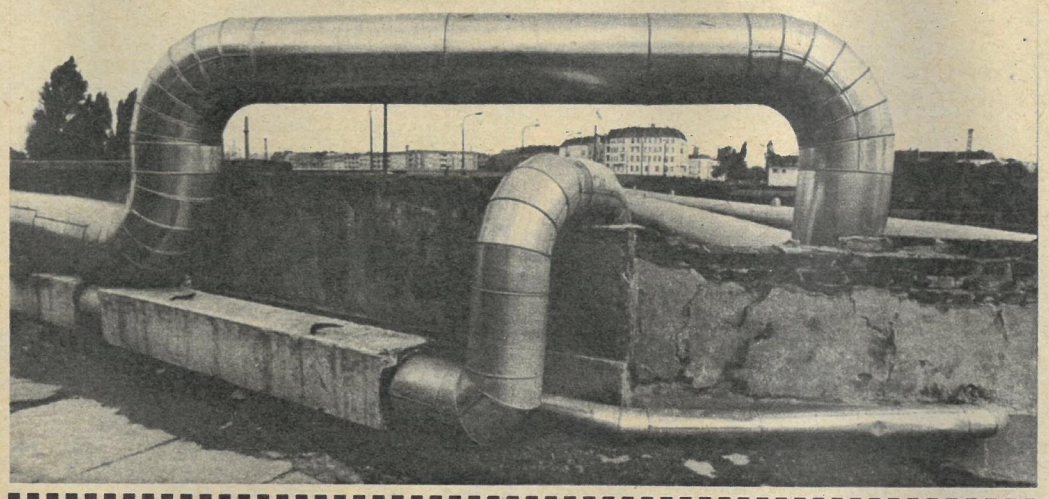
Rolf Witzig, Wittenberg: Die Kinderserie kann man vergessen, das ist doch Mumpitz. Einer Reform bedarf auch die Humorseite. Und das Leserforum in dieser Aufmachung ist einer Illustrierten wie FREIE WELT unwürdig.
Inge Kaiser, Brandenburg: Die Witzseite ist gut, gerade jetzt wichtig.
Heinz Dreier, Berlin: Wladimir Petrow greift tief hinein ins pralle Eheleben... Da ohne Einzelheiten über die Befragten, sind die Ableitungen nicht bedenkenfrei. Es tut richtig weh, wenn man erfährt, daß die Ehe ein Versorgungsinstitut ist und der Ehegatte dazu bestimmt, die sexuelle Notlage zu lindern. Bedeutsamer wäre die Frage, weshalb in der UdSSR die Scheidungsrate so erschreckend hoch ist.

Akt(en)kundig

Manfred Gärtner, Luckenwalde: Weniger Politik, wenn nicht anders, dann durch die Blume, da davon in anderen Presseerzeugnissen schon genug steht. FREIE WELT müßte den Kinderschuhen entwachsen und vor allen Dingen mehr Sex bringen. Was ist schon das eine Aktfoto, und dann noch schwarzweiß.
G. Schmidt, Torgau: Die Braut mit Fernglas ist niedlich (Seite 15), das Aktfoto – sonst besser – diesmal schwach.
Werner Hacker, Dresden: Das schönste Foto: Der Frauenakt. (Wobei sicherlich weibliche Leser in Ermangelung von Männerakten zu kurz kommen.)

Ansonsten

Franz Fischer, Premnitz: Nicht nur über die Sowjetunion berichten!
Lisa Pegel, Erkner: Werdet Eurem Namen gerecht und berichtet über die ganze Welt!
Danke für heute – die Spalte ist voll. Weiter im nächsten Heft!



Unser Foto – Ihr Text

Wir stellen eine Aufnahme vor – Sie finden eine Bildunterschrift dazu. Ernst oder unernst, wie Sie wollen – je kürzer, um so besser. Ihre Vorschläge schicken Sie bitte bis spätestens 28. Februar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Drei Texte veröffentlichen wir in Heft 6/90 zum Sonderhonorar von je 20 Mark.

Kennwort: Fototext

Die große Schuld

Ich begrüße sehr den Auszug aus dem Bühnenstück „Weiter, weiter, weiter..." von Michail Schatrow (FW 26/89), weil es einen Beitrag darstellt zu der begonnenen, aber insgesamt noch ausstehenden großen Analyse der neueren Geschichte, der Ursachen und Gründe für das Versagen des bürokratisch-administrativen, stalinistischen Sozialismus nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in anderen sozialistischen Ländern wie der DDR.

Mich bewegen die Ursachen für das Versagen vieler Spitzenfunktionäre stalinistischer Couleur, für ihre Entartung und ihren Verrat an den Zielen und Idealen des wissenschaftlichen Sozialismus. Jeder Beitrag ist wichtig, der die Hintergründe solchen Verrats erhellt und damit Voraussetzungen für einen neuen Anfang einer von Humanismus durchdrungenen sozialistischen Gesellschaft schafft.

Die große Schuld dieser Funktionäre in allen von ihnen betroffenen Ländern besteht darin, daß sie eine gute, weil menschliche Gesellschaftskonzeption entstellt, diskreditiert und in eine Diktatur verwandelt haben. Der Schaden, den diese Cliquen politisch, ökonomisch, sozial, ideologisch und vor allem menschlich verursacht haben, ist nicht nur für die Arbeiterklasse unermeßlich groß, sondern für alle ehrlichen Menschen in einer Ära des Nachkapitalismus oder des stalinistischen (Vor-)Sozialismus.

Günter Wettstädt, Berlin

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: W. Warwanz, Dr. Walter Streit, Dieter Bekkert; Zeichnung und Vignette: Martin Kotsch

Für die Einheit

„Im Schein der stillen Kerzen" (FW 26/89) hat mich zu einer Stellungnahme angeregt. Ich bin auch gegen Gewalt. Aber ich gehöre zu der – laut Umfragen – Minderheit, welche eine Einheit des Vaterlandes Deutschland anstrebt. Gegenwärtig stelle ich fest, daß wir mit unserer Meinung von den Medien ferngehalten werden. Das ist auch eine Anwendung von Gewalt. Mich treibt dies nicht in die Arme der Neofaschisten. Dennoch besteht die Gefahr, daß die Vertreter der Einheit Deutschlands nur noch bei den Republikanern Gehör finden. Wer die Menschen mundtot macht, treibt sie in die Illegalität, treibt sie dahin, nachts Mauern mit Parolen zu beschmieren, die sich gegen alles richten, was der Einheit anscheinend entgegensteht.

Otto Gebhardt, Magdeburg

Im Kreuzfeuer

Heft 3/90

Ihr Urteil ist uns wichtig, liebe Leser. Mehr denn je! Die Ausgabe, die Sie gerade in Händen halten, steht zur Debatte. Welches Bild, welcher Text, welches Thema spricht Sie besonders an? Was erregt Ihr Mißfallen, stößt auf Ihren Widerspruch? Welche Fragen bleiben offen?

Bitte schreiben Sie bis zum 28. Februar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Jede Veröffentlichung wird honoriert. Zusätzlich verlosen wir unter allen Einsendern **1 × 50 M.** Gewinner in Heft 6/90.

Kennwort:
Kreuzfeuer

Preisfrage

Auflösung von Heft 26/89: „...der schönste Reichtum ist ein großer Kindersegen." Zum Jahresabschluß wurden 3 × 50 M verlost. Wir gratulieren Isolde Münnich, Limbach-Oberfrohna; Klaus Fleischmann, Berlin; Ralf Schmidt, Effelder. Unser Foto zeigt Kinder in Samarkand, Usbekistan.

Stadtwappen

So war es richtig in Heft 26/89 („Fabelwesen"): **Albrecht Dürer** befaßte sich ernsthaft mit der Wappenkunde. Es gewannen: 100 M – Lars Springer, Strausberg; 75 M – Ch. Vetter, Berlin; je 50 M – Max Ficker, Zschorlau; M. Baldi, Leipzig; Ilse Arnold, Zetzschdorf. Herzlichen Glückwunsch den Gewinnern und vielen Dank allen, die mitgemacht haben!

FORTSETZUNG VON SEITE 10/11

Wer hungert, der ist noch am Leben

Der Knochenberg neben der Fleischfabrik am Rande der Stadt: Eine kleine Schar Menschen hockt auf dem Berg, argwöhnisch schauen die Geier zu. Sie sitzen auf den Dächern, geduldige Konkurrenz. Bestialischer Gestank liegt in der Luft, die Männer kratzen Fleischreste von den Knochen. Ein Restaurant, selbst ein billiges wie auf dem Mercato, haben sie noch nie von innen gesehen.

Fortsetzung von den Seiten 8/9

ganze Land wird eines Tages von einem dichten Netz von Forschungsstationen überzogen sein."
Eines Tages... Genauer datiert ist die Zukunft nicht.
Als die Revolution 1974 siegte, war alles so einfach, war alles so klar. Wie Soldaten marschierten die Worte auf, tausendfach „bewährt", von den sozialistischen Ländern gerühmt und hilfreich souffliert: Industrialisierung, Kollektivierung, Zentralisierung, wissenschaftlicher Sozialismus, die führende Rolle der Partei...

Wer hungert, der ist noch am Leben

Zwischenmahlzeit: kleine, süße Schoten. Sie sind in ganz Äthiopien beliebt. Dazu gehört ein ordentliches Gespräch. Die Sprache der einfachen Leute ist witzig und lebendig, Sprichwörter stehen hoch im Kurs. Der Äthiopier pflegt zu sagen: „Eine Rede ohne Sprichwörter ist wie eine Speise ohne Salz."

Und Mengistu Haile Mariam setzte auf dieses Pferd.
Er schuf sich seine Arbeiterpartei, ließ ihre Führungsrolle im Paragraphen 9 der Verfassung verankern, obwohl Äthiopien so gut wie keine Arbeiterklasse hat. Er wurde Alleinherrscher, gnadenloser Unterdrücker von Freund und Feind. Die Wirtschaft wurde kaserniert, die Kultur reglementiert, die öffentliche Meinung zensiert. Und ein feingesponnenes Spitzelnetz legte sich über das ganze Land. Selbst in dem undurchdringlichen Chaos der Slums sollen sie sitzen, wie mir ein nicht genannt sein wollender Äthiopier aus einem nicht genannt sein wollenden Ministerium steckte.
Stalinistischer Sozialismus in Afrika. Mengistu Haile Mariam glaubte an ihn. Oder er wußte es nicht besser. Die Sätze gehören in die Gegenwart. Und die ist einsam, der äthiopische Revolutionsführer steht allein. Kein Honecker mehr, kein Ceausescu, und die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Der nächste Putsch steht schon bevor.

Äthiopien ist ein schönes Land. Sagen die Äthiopier. Und sie setzen bitter hinzu: Nur nicht für uns selbst. Sind wir schuldlos am Schicksal unserer schwarzen Brüder?

Die Aufsteiger

„Der Mensch ist frei geboren", sagt Johannes Bussaijo. „Und er hat das Recht, aus seinem Leben etwas zu machen."
Zusammen mit dem Bruder betreibt Johannes auf dem Mercato eine Boutique. Er ist 23 Jahre alt, Bruder Tscherinet 25, wie aus dem Ei gepellt, so posieren sie fürs Bild. Afrikanische Schickeria, Kettchen am Arm, teure Uhr, dicke Ringe, das Leben in Äthiopien ist nicht nur Hunger und Not.
Die beiden sind unser fünfter Versuch. Viermal sind wir abgeblitzt. Das Problem war immer das gleiche: reden ja, fotografieren lassen nein. Weder charmantes Lächeln noch kühnste Überredungskunst halfen, ja selbst ein paar Dollar taten es nicht. Wie aufgeschreckte Gazellen suchten unsere Gesprächspartner das Dunkel des Mercato.
Johannes und Tscherinet Bussaijo verkaufen modischen Schnickschnack. Jeans, Blusen, Hemden, Röcke, alles im Trend. Wo kommen die Waren nur her, in Äthiopien wird dererlei nicht produziert.
„Das sind Importe. Wir kaufen sie von einem privaten Großhändler."
„Und wo hat der die her?"
„Keine Ahnung. Interessiert uns auch nicht..."
„Sind die Waren geschmuggelt?"
„Wahrscheinlich. Ja."
„Und der Staat unternimmt nichts dagegen?"
„Der hat andere Sorgen. Unser Geschäft ist jedenfalls legal."
„Warum wollten die anderen Händler sich nicht fotografieren lassen?"
„Die hatten Angst..."
„Angst wovor?"
„Vielleicht vor der Polizei, am besten, Sie fragen die selbst."
„Was verdienen Sie im Monat?"
„Im Durchschnitt 1500 Birr. Je nach Verkauf. Ich übernehme die Ware zu einem bestimmten Preis, schlage 10 bis 15 Birr pro Stück drauf, das ist meine Handelsspanne, mein Verdienst."
„Und wieviel zahlen Sie ihren Angestellten?"
„50 Birr."
„Im Monat?"
„Ja."
„Was haben Sie und Ihr Bruder für eine Ausbildung?"
„Wir haben beide das Abitur."
„Haben Sie Vorstellungen über Ihr weiteres Leben?"
„Wir möchten studieren. Aber suchen noch nach einer Möglichkeit. Helfen Sie uns, dann studieren wir in der DDR."
„Wie denken Sie über den Kontrast zwischen arm und reich?"
„Wir sind nicht reich, wir liegen in der Mitte. Natürlich, arm zu sein ist schlimm. Aber jeder Mensch ist frei geboren. Und er hat das Recht, aus seinem Leben etwas zu machen."
Sie sind die Aufsteiger, sie haben es geschafft. Manchem tut das weh, manchen läßt das kalt. Ihnen ist das egal, sie liegen in der Mitte. Leben und kämpfen, heißt ihre Devise. Und sei es im Dschungel. Kann man es ihnen übelnehmen?

Der ewige Konflikt

„Sie fahren nach Nazaret", sagt der Mann. Und er blickt der endlosen Schlange von Bussen hinterher. Sie sind vollgestopft mit jungen Männern. Nazaret, gut 100 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, ist ein Ausbildungslager des Militärs.
Der Krieg um Eritrea greift tief in das Leben Äthiopiens ein. Und das ist die Geschichte des Konflikts:
Eritrea, seit 1890 italienische Kolonie, geriet im zweiten Weltkrieg unter britische Verwaltung. Das Schicksal der Provinz stand in der Folgezeit zur Disposition. Eine Kommission aus Vertretern der vier Großmächte rätselte: Was soll mit Eritrea geschehen?
Die einen wollten dem Land, mit 117 000 Quadratkilometern so groß wie die DDR, die volle Unabhängigkeit geben, andere rieten zum Anschluß an den äthiopischen Staat. Die nächsten wollten es spalten, in einen christlichen und mohammedanischen Teil. Dann wurde überlegt, es der Oberhoheit der UNO zu unterstellen, und auch an eine Zurückgabe an Italien war gedacht.
Am 2. Dezember 1950 endlich faßte die V. Vollversammlung der UNO einen Beschluß: Eritrea wird als autonome Provinz dem Staatsverband Äthiopiens eingegliedert. Mit eigener Regierung, mit eigenem Parlament. Am 15. September 1952 trat der UNO-Beschluß in Kraft, einen Tag später unterschrieb Sir Duncan Cumming als letzter britischer Gouverneur den formalen Akt.
Endlich hatte Kaiser Haile Selassie, Amerikas Verbündeter am Horn von Afrika, einen direkten Zugang zum Roten Meer. Und darum vor allem war es ihm gegangen. Bereits Mitte der fünfziger Jahre liefen 60 Prozent des äthiopischen Im- und Exportes über die Häfen Massawa und Assab. Immer rücksichtsloser beschnitt der Kaiser die Autonomie, immer hartnäckiger kämpfte er gegen den Status der Föderation. 1958 wurde die erste eritreische Befreiungsfront gegründet, 1961 begann der bewaffnete Widerstand. Im November 1962 setzte Äthiopien alles auf eine Karte, annektierte das ihm nicht gehörende Land.
Seither herrscht Krieg. Mengistu Haile Mariam hat ihn vom Kaiser übernommen, er führte und führt ihn weiter. Mit gleichen Zielen und ohne glückliche Hand. Tatsache ist, daß die Eritreische Volksbefreiungsfront (EPLF) bis auf die Städte Asmara und Masaua das gesamte Territorium Eritreas kontrolliert. Ähnliche Verluste mußte die äthiopische Armee in der sich südlich anschließenden Provinz Tigre hinnehmen, in der die Tigrinische Volksbefreiungsfront (TPLF) seit 14 Jahren gegen die Regierung Mengistu kämpft.
Der Oberbefehlshaber der äthiopischen Armee hat ein Jahr schwerer Niederlagen hinter sich, über 50 000 seiner 300 000 Soldaten sind gefallen, die Front ist bis auf 150 Kilometer an Addis Abeba herangerückt. Noch immer aber setzt Mengistu auf eine Politik der Stärke, warum verhandelt er nicht mit dem widerspenstigen Feind?
„Wir haben die Banditen eingeladen, sich in unseren Staat zu integrieren, nicht nur einmal", sagt er. „Viele von ihnen haben das Angebot auch angenommen. Nur diejenigen, für die Terror ein Beruf geworden ist, haben sich weiter für den Weg der Gewalt entschieden. Sie haben leider die Sprache des Friedens verlernt."
Trotz der markigen Sprüche, die Truppen des Mengistu sind müde. 28 Jahre Krieg, aber Eritrea wankt und weicht nicht. Napalm, Flächenbombardements, verheerende Dürrekatastrophen, mit allen gerechten Gedanken führen die Männer und Frauen ihren Kampf. Wie lange noch soll das gehen?
Auch der Zorn der rebellierenden Militärs richtete sich im Mai vorigen Jahres gegen die Durchhaltepolitik des Obersten Kriegsherren. Frieden mit den Aufständischen wollten sie schließen, eine Koalitionsregierung bilden und fallen sollte die führende Partei.
Addis Abeba bietet nicht das Bild einer im Krieg befindlichen Stadt. Geschäftiges Treiben herrscht auf den Straßen, die Kinder besuchen die Schule, so sie das tun. Mit dem Slogan „Thirteen months of sunshine" wirbt die einheimische Touristenindustrie. Und wie jeden Tag strahlt die liebevolle Sonne auf Gerechte und Ungerechte. Und der Wind vom Entoto, dem 3000 Meter hohen Hausberg der Stadt, säuselt sein ewiges, einschläferndes Lied.
Im Herbst vorigen Jahres weckte Mengistu sein Volk mit lauten Sprüchen. Auf dem außerordentlichen Plenum des ZK der Arbeiterpartei und in der darauffolgenden Sitzung des „Nationalen Shengo", des äthiopischen Parlaments, rief er auf zu letzten Anstrengungen, um ihn zu gewinnen, den nicht gewinnbaren Krieg. „War Economy" heißt sein Rezept.
In die nüchterne Sprache der Ökonomie übersetzt: Das gesamte Kapital-Budget wird dem Krieg geopfert. Es dient normalerweise dazu, die ökonomische Entwicklung des Landes zu fördern, aus seinem Fonds wird im produktiven und nichtproduktiven Bereich der Volkswirtschaft investiert.
Nun fließen die Mittel dem Krieg zu, Mengistu Haile Mariam glaubt fest an den Sieg. Und ihn stören auch nicht die immer drängender gestellten internationalen Fragen: Setzt der äthiopische Führer den

Hunger im Norden als tödliche Waffe ein?
Dient das Umsiedlungsprogramm wirklich humanistischen Zielen?
Oder werden die Bauern gegen ihren Willen in den Süden gebracht, um den Aufständischen, mangels Masse, das Rückgrat zu brechen?
Nicht nur das Volk, auch die Verbündeten Äthiopiens sind des Krieges müde. Die Kubaner sind abgezogen, und auch die sowjetischen Militärberater stehen vor dem Aeroflot-Büro in Addis Abeba Schlange. In die Welt der Perestroika des Michail Gorbatschow paßt der Krieg schon längst nicht mehr. Verhandlungen tun not.
Ganz im Verborgenen blüht eine winzige Blume Hoffnung. In Rom fanden zwischen den Kriegsteilnehmern Gespräche statt. Ihr Thema war der Friede. Auch Ex-Präsident Carter hat sich eingeschaltet, doch wie man weiß, ohne nennenswerten Erfolg.
Kleine Blume Hoffnung, ein böses Wort geht um in Addis Abeba: Jetzt hätten wir 28 Jahre gekämpft, so soll ein Führer der Eritreer gesagt haben, da käme es auf ein paar Monate mehr oder weniger auch nicht mehr an. Vielleicht dauert es ja nur noch ein halbes Jahr. Und Mengistu fällt.

Bekanntschaft mit wechselnden Vorzeichen

Gardemaß, die Polizisten sind drahtig, schlank und groß. Die weißen Stahlhelme blitzen in der Sonne, Schweiß läuft ihnen übers Gesicht. Stahlharte Augen blicken uns an. Da ist kein Lächeln drin, keine Wärme, brutal werden wir ergriffen, beiseite gezerrt.
Gott sei es gedankt, an diesem Tag haben wir einen Begleiter dabei, einen äthiopischen Guide, einen Reiseführer aus dem Ministerium für Information. Aber er hat Pech, er wird noch härter angefaßt. Als er anfängt zu diskutieren, ein Papier herausholt, in dem amtlich bestätigt wird, daß wir hier sind, weil wir hier sein dürfen, gehen den Polizisten die Nerven durch. Der eine nimmt unseren Guide an den Kragen, der andere hält ihm drohend die Faust vors Gesicht. Ein Offizier kommt hinzu, mit dem Taschentuch wischt er sich den Schweiß von der Stirn, er wirft einen Blick auf das amtliche Papier, es beeindruckt ihn nicht. Auf amharisch wird ein Wortkrieg geführt, wir verstehen nichts, unser Guide verliert.
Breitbeinig stehen sie da, die Polizisten, und ihre Handbewegung, die ist klar: Abhauen, aber schnell!
Wir haben keine Wahl. Wenn wir wenigstens wüßten, warum?
„Sie haben Bettler fotografiert. Und Krüppel", sagt der Offizier, und seine Augen blicken hart. „Das ist verboten."
Ein wenig hilflos lache ich ihm ins Gesicht. So ein Quatsch, so ein Blödsinn, soll das Lachen bedeuten. Aber Lachen ist nicht angebracht. Wie geprügelte Hunde verlassen wir den Kampfesplatz.
Einen großen kirchlichen Feiertag wollten wir fotografieren, die Sankt-Georgs-Kirche feiert den Sankt-Georgs-Tag. Und da die Kirche in Äthiopien eine große Rolle spielt, hat uns das interessiert.
Was wir nicht wußten, aber schließlich vom Guide erfahren: Die Kirche steht in der Nähe des Präsidentenpalastes. Und da zu fotografieren ist strengstens verboten. Mengistu Haile Mariam ist nervös geworden seit dem letzten Putsch.
Zwei Tage später versuchen wir es wieder, die Marien-Kirche feiert den Marientag. Äthiopien ist ein zutiefst religiöses Land. Zwei Hauptströmungen gibt es, und beide sind annähernd gleich stark: die äthiopisch-orthodoxe oder Koptische Kirche und der Islam. Unter Haile Selassie wurde die gläubige Zweiteilung des äthiopischen Volkes ausgenutzt, um Zwietracht zwischen Christen und Moslems zu säen. Während die orthodoxe Staatskirche jegliche Förderung genoß, wurde der Islam diskreditiert. Seit der Trennung von Kirche und Staat durch die Revolution ist das anders. Der Islam, stark im Aufwind, ist den Christen gleichgestellt. Etwa 45 Prozent der Äthiopier sind Moslems, 40 Prozent gehören dem christlichen Glauben an.
Der Tag der Heiligen Maria, ungebremst fließt der Menschenstrom. Volkfest vor der Kirche, es wird gelacht und getanzt, eine große Menschentraube hat sich um einen Azmari versammelt, er betört die Massen durch witzigen Geist. Azmari, das ist ein fahrender Sänger, ein singender Wandersgesell. Seine Lieder sind improvisiert, er erzählt Geschichten. Und die Mesengo, die einsaitige Geige, die singt dazu. Die Tradition der Azmari recht weit in die Jahrhunderte zurück. Heute sind sie selten geworden, auf Hochzeiten und Kirchenfesten sieht man sie noch. Während der italienischen Besetzung erfreuten sie sich besonderer Sympathie. Da die Widerstandsbewegung über keine modernen Nachrichtenmittel verfügte, waren sie es eben, die Informationen verbreiteten, ein singender Nachrichtendienst. Wie gefährlich sie waren, beweist ein Funkspruch, den Marschall Garzini, der italienische Statthalter, am 19. März 1937 nach Rom absetzte: „Nach dem Attentat vom 19. Februar wurde ich von den politischen und Parteiorganen unterrichtet, daß auch die Wandersänger als ordnungswidrige Elemente anzusehen sind. Sie verbreiten unter der primitiven, unwissenden und verdächtigen Bevölkerung die unwahrscheinlichsten Gerüchte über den angeblichen Eintritt von Katastrophen, wie die vollständige Ausrottung der Bevölkerung durch die Italiener, den herannahenden Angriff von Rebellenformationen auf die Hauptstadt mit Hilfe ausländischer Streitkräfte, die baldige Wiederkehr des Negus an der Spitze einer mächtigen Armee u. ä. Überzeugt von der Notwendigkeit der Ausrottung dieses Unkrauts, habe ich den Befehl erlassen, alle Wandersänger, Hellseher und Wahrsager der Stadt und Umgebung zu erschießen. Am heutigen Tag wurden 70 liquidiert."
Der Tag der Heiligen Maria, die Menschenmenge nimmt immer weiter zu. Wir drängeln, wir stoßen, wir schieben uns durch, hinein ins Zentrum des Glaubensfestes. Das Unterfangen scheint aussichtslos. Wie ein Weizenfeld im Wind, so wogt die Masse hin und her. Plötzlich sehe ich ihn, den Polizisten mit dem harten Blick. Und er sieht mich auch. Und da ist der zweite, der dritte, Kirchenfest ade. Sie kommen auf uns zu, bahnen eine Gasse, werden wir jetzt verhaftet, wird der Film konfisziert? Nichts dergleichen, wie gute, alte Bekannte lotsen sie uns durch. Einen Platz in der Nähe der hohen Geistlichkeit bekommen wir zugewiesen. Als wäre nichts geschehen.
Eine fremde Welt tut sich auf...
Die Feier ist längst im Gange, wie im Trance stampfen die Priester ihr Lied. Es schwillt an, es zieht sich zurück, immer lauter und lauter dröhnen die Trommeln, die Menschen greifen den Rhythmus auf, er geht ihnen ins Blut... Der Lobgesang zu Ehren der Heiligen Maria schwebt in den Himmel von Addis Abeba.
Es ist unser letzter Tag. Nach zwei Stunden verlassen wir das Fest, unsere Polizistenbekanntschaft mit wechselndem Vorzeichen bahnt uns den Weg.
Ein letztes Mal fahren wir durch die Stadt. Die Churchill Road entlang, an der Stadtverwaltung vorbei, „Hilton"-Hotel, Post Office, die Africa Hall. In der Nähe des „Hilton" steht das Lenin-Denkmal, der große russische Führer schaut auf die Stadt. Ob er wohl weiß, welchen Weg Äthiopien in den nächsten Jahren gehen wird?

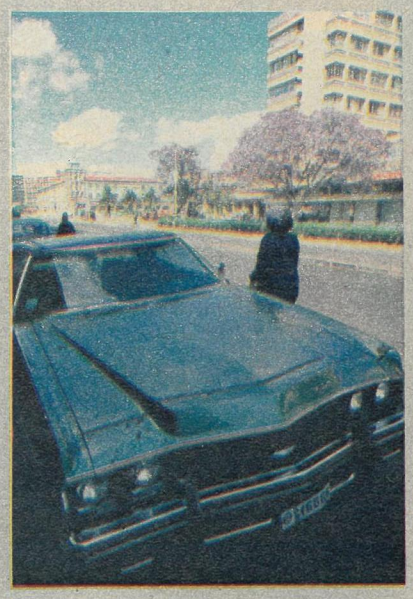
Übrigens...

die erste Lieferung der Honecker-Panzer erreichte Äthiopien im Mai. Die zweite im Juni, die dritte im September. Zu einer vierten kam es nicht mehr. Auf Modrow-Weisung wurden die letzten nicht mehr verschifft. 48 Panzer schießen nicht.

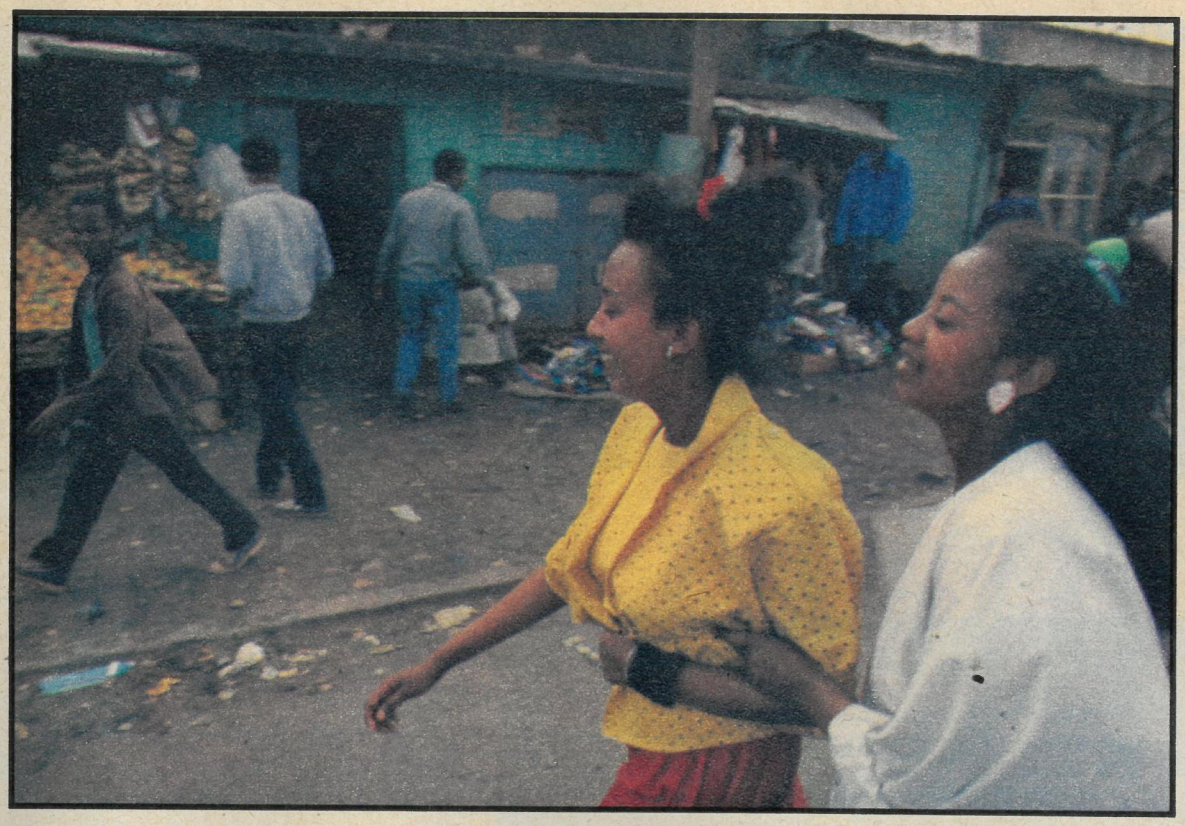
Wer hungert, der ist noch am Leben

Etwa 45 Prozent der Äthiopier sind Moslems, 40 Prozent gehören dem christlichen Glauben an. Seit dem Sturz Haile Selassies ist die politische und ökonomische Macht der Koptischen Kirche, die bis 1974 Staatskirche war, zurückgegangen, der Islam ist dem Christentum gleichgestellt. Neben diesen beiden Hauptrichtungen gibt es noch Juden, Hindus und Sikhs.

Wer hungert, der ist noch am Leben



1886 erhielten Heer und Hofstaat Meneliks II., des Negus von Shoa und späteren Kaisers von Äthiopien, den Befehl, von dem 3000 Meter hohen Berg Entoto in eine 500 Meter tiefere Gegend umzuziehen. Der Anstoß dazu kam von Taitu, des Kaisers Frau. Sie konnte sich mit den rauhen Winden auf dem Berg nicht anfreunden, und außerdem hatte man im Tal heiße Quellen entdeckt. Rings um das Quellgebiet begann Addis Abeba, die „Neue Blume", zu wachsen als Hauptstadt des äthiopischen Reichs.



Mobil Oil

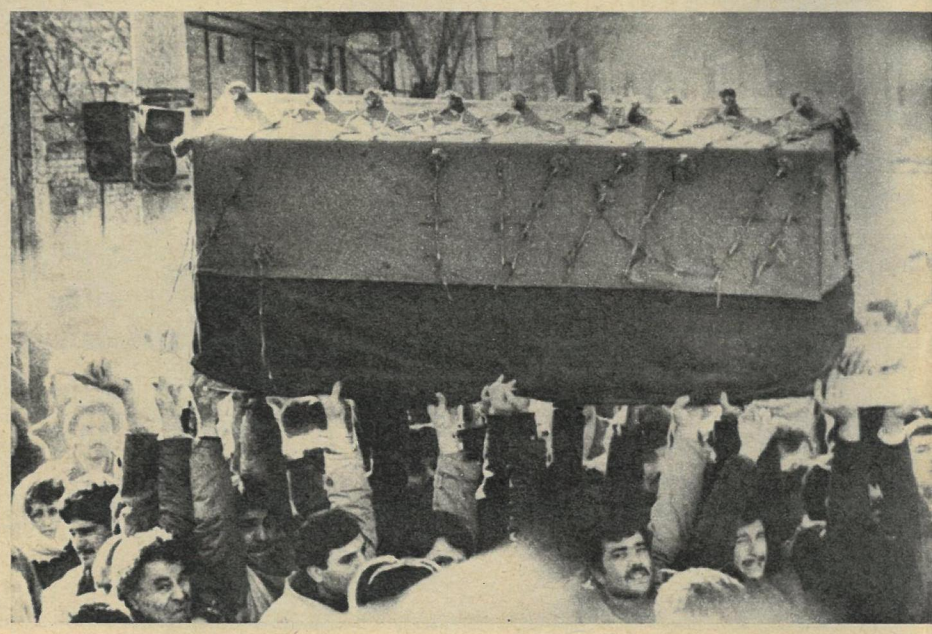
BILANZ VON BAKU

Kein Rauch ohne Feuer

Öffentlich werden im aserbaidshanischen Chanlar Parteimitgliedsbücher verbrannt. Zeitaufnahmen, wie sie die sowjetische Nachrichtenagentur TASS noch niemals zuvor verbreitet hat. Im siebenten Jahrzehnt nach der Errichtung der Sowjetmacht, die hier auf der Apscheron-Halbinsel im Jahre 1920 endgültig die Weißgardisten besiegte und zur Gründung der Aserbaidshanischen SSR führte, erfaßt eine Welle von Massenaustritten aus der KPdSU die ganze Republik. Kein Rauch ohne Feuer: Von Kommunisten und Parteilosen gemeinsam waren in den Tagen zuvor in Städten wie Lenkoran und Dshalilabad die Kreisleitungen besetzt und die Macht an die Bürgervertreter der „Aserbaidshanischen Volksfront“ übergeben worden.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los? Und: Friede den Hütten, Krieg den Palästen? Nein, die Bilder aus Baku in den dramatischen Januartagen dieses Jahres belegen: Zügelloser Vandalismus tobte sich in den Wohnungen, am Hab und Gut und dem Leben ebenso mittelloser wie geschundener Mitbürger aus – Opfer einer bestialischen Hetzjagd einzig deshalb, weil sie anderer Nationalität als ihre Verfolger waren. Nicht einer billigen Gerechtigkeit wegen, sondern weil hier der Schlüssel zum Verständnis für alle noch zu erwartenden Ereignisse der kommenden Wochen liegt, sei aber in aller Deutlichkeit mitgeteilt, was sowohl armenische als auch aserbaidshanische Augenzeugen immer wieder berichtet haben: Aktivisten der „Aserbaidshanischen Volksfront“ waren es, die sich dem raubenden und mordenden Mob ihrer Landsleute entgegenstellten; während Milizangehörige und Soldaten des Innenministeriums über knapp eine Woche hinweg tatenlos zusahen, wie die Armenier ermordet, aus Fenstern geworfen und bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. „Die Regierung schwieg“, betonte vor der internationalen Presse in Moskau der Schachweltmeister Garri Kasparow, der als einer der letzten Armenier aus Baku fliehen konnte. „Und sechs Tage lang war die Stadt dem Wüten der Banditen überlassen... Nach der Tragödie von Tbilissi interessierte alle die Frage: Wer gab den Schießbefehl? Ich aber will wissen: Wer befahl der Miliz und den Soldaten, ihre Waffen nicht zu gebrauchen, als vor ihren Augen sechs Tage lang Menschen umgebracht wurden? Und wer wies den Einsatz der Armee in dem Augenblick an, als aus den Parteizentralen die bankrotten Funktionäre vertrieben wurden und die Macht faktisch an die Volksfront überging?“ Das war am 20. Januar, und sowohl aus offiziellen Angaben als auch den Berichten verschiedener Korrespondenten läßt sich schließen, daß sich in den Tagen zuvor die Situation weitgehend beruhigt hatte – auch, weil ja fast alle Armenier aus Baku bereits weg waren.

Die Pogrome kamen nicht von ungefähr. Schon Wochen vorher bekamen Bakuer Armenier auf der Arbeit und zu Hause immer öfter zu hören, daß nunmehr kein Platz mehr für sie hier sei, weil man an die Angehörigen der eigenen Nation denken müsse. Kein Zweifel: Die Vertreibung ist systematisch betrieben worden. Und auch der genaue Zeitpunkt des Zuschlagens muß festgestanden haben. Garri Kasparow jedenfalls weiß zu berichten, daß auf dem Bahnhof von Baku Termine für Umzugscontainer schon zu Monatsbeginn nur bis zum 11. Januar vergeben wurden; die Greuel setzten in der Nacht zum 12. ein. Es bleibt jedoch dahingestellt, ob das Blutvergießen dann



Nach dem gewaltsamen Einmarsch der Sowjetarmee in Baku verbrennen Mitglieder der KPdSU ihre Parteidokumente (Foto oben): sie haben das Vertrauen in die Nationalitätenpolitik der Führung verloren ● Der Bakuer Leninprospekt nach den Pogromen in armenischen Wohnungen (links oben) und die Trauerfeier für einen aserbaidshanischen Burschen in Gjandsha, ehemals Kirowabad (links): noch herrscht kein Frieden, und der „Waffenstillstand" ist eher die Ruhe vor dem Sturm

von den Drahtziehern im Hintergrund wirklich gewollt sein konnte. Zweifellos hat erst diese maßlose Eskalation der Gewalt das Gewissen der Öffentlichkeit im ganzen Lande aufgerüttelt.

Das alleinige Maß für die Dimension des Konflikts hinterm Kaukasus kann nicht die Zahl der Toten sein. Vielmehr ist es der in die Tausende und aber Tausende gehende Strom von Übersiedlern und Flüchtlingen – fast zweihunderttausend Aserbaidshaner aus den Grenzgebieten zu Armenien in weniger als einem Jahr und sechstausend Armenier in umgekehrter Richtung nur in diesen Januartagen –, der die Gegend nicht zur Ruhe kommen läßt. Die jetzige Flut begann noch vor den Ereignissen von Sumgait (siehe FW 2/90) im Kreis Kafan der Armenischen SSR. Das ist eine weit von Jerewan entfernte und an die Aserbaidshanische SSR grenzende Region mit vorwiegend aserbaidshanischer Bevölkerung, die vom 20. Februar 1988 an ihre angestammten Wohnsitze zu verlassen begann. War es die soziale Bedrängtheit und die Hoffnung, bei einem Neubeginn in der anderen „Heimat" ein besseres Leben führen zu können? Fakt ist, daß ein Großteil der aserbaidshanischen Flüchtlinge aus ländlichen Gebieten sich nur mit einer Unterbringung in der Großstadt Baku einverstanden erklärt (und umgekehrt die armenischen Umsiedler aus Aserbaidshan fast alle in Jerewan leben wollen). Damit wurde der Bogen der sozialen Spannungen in Baku endgültig überspannt.

Ein Heer von Arbeits- und immer mehr Obdachlosen – offenbar überforderte örtliche Organe und politische Kräfte suchten aus dieser Sackgasse nach einem eigenen, „nationalen" Weg. Das Schweigen der Massenmedien, die Ende Dezember beispielsweise kein einziges Wort für die barbarische Zerstörung der armenischen Kirche in Baku übrig hatten, heizte die Atmosphäre der Irrationalität zusätzlich an. Der Scherbenhaufen auf den Straßen Bakus im siebenten Jahrzehnt der Sowjetmacht ist kein gutes Omen, und man hat den Eindruck, daß da dieser Tage nicht nur die Toten zu Grabe getragen werden...

Dietrich Pätzold

Fotos: TASS

FREIE WELT Tourismus

INTOURIST-

REISE-SCHECK

ИНТУРИСТ

Freie Wahl einer Touristenreise in die Sowjetunion aus unserem aktuellen Angebot 1990 im Wert von

2000 MARK

PREISFRAGE NR. 3

Zehn Kilometer westlich eines bekannten Reiseziels entstand unser Rätsel-Bild. Wie heißt dieser Ort?
a) Jurmala b) Irkutsk c) Jalta
Jede richtige Einsendung (Postkarte) nimmt an der Auslosung des Reiseschecks Nr. 3 teil. Einsendeschluß: 28. Februar 1990 (Poststempel). FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Alle Wege führen nach...

Wenn Sie wissen, welches Wort hier stehen müßte, wären Sie einer schönen INTOURIST-Reise ein ganzes Stück näher.

Die Wellen von zwölf Meeren umspülen die Gestade der Sowjetunion. Romantische Steilküsten umsäumen auch den mit 1620 Meter tiefsten Binnensee der Welt, den Baikal. Wo also könnte unser Foto aufgenommen worden sein? Soviel sei verraten: Wo diese Ausflugsschiffe in See stechen, gefriert das Wasser nicht. Und den naheliegenden Kurort bezeichnete schon Mark Twain als eine Perle. (Allerdings lädt INTOURIST seitdem in viele schöne Flecken des Landes ein, die ein solches Kompliment verdienen.) Angelegt wurde der gesuchte Ort wahrscheinlich von griechischen Kolonisten und erscheint erstmals im 12. Jahrhundert in einem Dokument. 1783 kam die „Perle der...“ zu Rußland. Sie entwickelte sich zu einem weltbekannten Kurort, spielte auch in der Weltpolitik eine Rolle. Doch nun – stop...

Idee und Redaktion: Volker Hempel; Fotos: Volkmar Billeb